Aus dem Tagebuch eines Fernfahrers

Erlebnisse und Enthüllungen eines Schweizers als Privat-Chauffeur im Dienste eines nationalsozialistischen, deutschen Fabrikanten. Reiseeindrücke aus Berchtesgaden und Godesberg. Die sonderbaren Briefe von «Schweizern» zur Verteidigung eines reichen Nazis

Von

John Frey

SELBSTVERLAG DES VERFASSERS IN BUCHS (ST.G.)

Teile dieser Schrift wurden im Herbst 1939 im «Auto-Courier» Bern veröffentlicht und durch die Zensur verwarnt, in der Folge dann auch eine weitere Publikation verboten.

PUBLIC LIBRARY

BUCHDRUCKEREI VOLKSSTIMME, ST. GALLEN

VORWORT

Mit großer Genugtuung und Befriedigung möchte ich vorerst konstatieren, daß es mir als Antifaschist vergönnt war, aktiv und auf mannigfache Art, am Kampf gegen den Nationalsozialismus und Faschismus, den Todfeinden der Weltdemokratien, im In- und Ausland teilzunehmen.

Was wäre aus Hitlers und Mussolinis Machtentfaltung geworden, wenn sie nicht vom Großkapital ihrer Länder in ihrer verbrecherischen Idee bekräftigt und materiell unterstützt worden wären? In der vorliegenden Arbeit möchte ich dem verehrten Leser nur ein einziges kleines Beispiel dieser Sorte von Unterstützungen vor Augen führen.

Das Versprechen in bezug auf die Veröffentlichung dieser meiner Erlebnisse ist mit der Herausgabe des Nachstehenden nun eingelöst. Eine Herausgabe auf ein früheres Datum war, zufolge der bestehenden Pressevorschriften, nicht möglich. Teile dieser Aufzeichnungen wurden im Jahre 1939 nach Kriegsbeginn im «Auto-Courier», Bern, veröffentlicht und dann später von der Zensur verboten.

Nachdem nun diese Nazi-Deutschen in unserem Lande mit Hakenkreuzfahnen, hohen SS-Persönlichkeiten, Gestapoagenten usw. herumkutschierten und einführten, *finde ich jedwelche Diskretion meinerseits für unangebracht. Das gleiche gilt auch für die Nazi-Beschützer, denn wer hier schweigt, der macht sich schuldig.*

Der Verfasser.

BAULEUTE DES «DRITTEN REICHES»

Ihre Besten getötet, gefangen,
versklavt und vertrieben — — —
Die Masse verhetzt, verführt und geblendet,
das Gute, das noch geblieben — — —
verhöhnt, verspottet, geschändet.
Ihr Gewissen verscucht, die Herzen hart — — — —
so jagen sie wirr durch die Welt,
verkünden mit Drohung eine neue Lehr',
erschleichen wie Diebe in dunkler Nacht
ihre Opfer, die Länder des Friedens,
wo Ehre und Glauben, noch wirket und wacht.
Sie faseln vom großdeutschen Raum,
vom arischen Stamm, dem germanischen Traum.
So bauen diese Nazi ihr Reich mit Gewalt,
jawohl, sagen sie, es soll dauern und blühen — — — —
nicht nur hundert, nein, es wird tausend Jahre alt.
So gräbt und schuftet, jedwelcher sein Teil,
dem Recht eine Grube, dem Führer zum Heil!!

Juni 1938

VORGESCHICHTE, IN DEN USA

10. Februar 1928. — Sehr selten geschieht es, daß die Passagiere amerikanischer Überlandschnellzüge, durch unvorsichtiges Manövrieren bei Nacht, aus ihrem Schlummer gerüttelt werden. Eine dieser Seltenheiten passierte diese Nacht dem «Seaboard» Limited der Pennsylvania-Eisenbahn zwei Stunden nach Mitternacht auf seiner Tour ostwärts, im Bahnhof von Pittsburg.

Der schwarze Negerportier trippelt nun, besorgt um seine Trinkgeldkundschaft, durchs Abteil. Sam, so nennt man kurzweg die schwarzen Pullman-Portiers hierzulande, verwünscht in allen Variationen seiner Empörungskunst den unvorsichtigen ersten Bremser, der nun wieder einmal falsch signalisiert habe.

Gestern vormittag hatte ich, vom Westen kommend, in Chikago diesen Schnellzug bestiegen. Die Pullmans, das heißt die Schlafwagen, waren bereits ausverkauft, so mußte ich mich mit einem sogenannten «Tagwagen» begnügen.

Durch den Lärm vollends erwacht, entdeckte ich zwei sportlich gekleidete Männer und eine rothaarige Miß am anderen Ende des Abteils. Bereits während der schwere Zug langsam durch die Weichen und Geleisekreuzungen aus Pittsburg rollte, zogen diese drei Menschen meine volle Aufmerksamkeit auf sich. Sie sprachen wiederholt mit einer gewissen Geheimniskrämerei von einem Adolf Hitler. Das Gespräch wurde zuweilen in fließendem Deutsch, dann wieder in gebrochenem Englisch geführt. Wiederholt wurde der ältere der zwei mit Mr. Kuhn angeredet. Es war eine fanatische Diskussion, ein Überzeugenwollen, ein Überreden. Die Initiative war ständig bei diesem Kuhn, zuweilen von der rothaarigen Miß, die «Goldi» benamst wurde, mit Nachdruck unterstützt. Immer und immer wieder tauchte

der Name Hitler auf. Nur das Gelärme des dahinrasenden Zuges verbarg mir die Zusammenhänge und die Ziele der Reden. Anscheinend schlafend lag ich im «Schlafstuhl», in Halbdunkel gehüllt, im Hinterteil des Wagens, während die drei sonderbaren Gäste in einem Vierersitz unter der Notbeleuchtung saßen.

Hitler? Diesen Namen hatte ich als eifriger Zeitungsleser auch schon gehört. Jawohl, vor Jahren erstmals im «Honolulu Advertiser», dann im «San Francisco Examiner», in der «Denver Post» und in der «Chicago Tribune». Irgendein politischer Reformer, von dem man noch nicht recht wußte, was er eigentlich vorhatte. Unser Vermessungschef in Kalifornien, der alte Colonel Edwards, meinte, Hitler wolle den deutschen Militarismus wieder aufrichten. Mein Freund Niels, ein norwegischer Ingenieur, bezeichnete Hitler als einen ausgesprochenen Gegenspieler der Kommunisten. Ja, ja, nun konnte ich mich gut an diese in der Presse beschriebene Person erinnern, damals las ich diese Artikel, sie machten aber keinen sonderlichen Eindruck auf mich. Was bezweckten nun diese Abenteuerlichen mit ihren Hitlergesprächen?

Wie der Pendelschlag einer Uhr klickten die nimmermüden Räder über die Schienenanschlüsse. Im Südosten blitzte schon das erste Tageslicht wie eine riesige Orange aus einem düsteren Morgennebel. Wir durchquerten das bekannte Altoner Kohlenrevier. Die Schienenstränge verdoppelten und verdreifachten sich. Riesenhafte Lokomotiven mit kilometerlangen Zugslasten hinter sich, pusteten und donnerten da Brust an Brust dem Osten zu. Zuweilen kreuzte uns ein westwärts brausender Schnellzug unter höllischem Getöse.

Doch die drei Erregten störten weder Schlafmüdigkeit noch Natur- oder Verkehrsschauspiele. Während die Miß eine Zigarette nach der anderen rauchte, entfaltete Kuhn seinem Gegenüber wichtigtuerisch einige Schriftstücke zur Einsicht. Immer und immer wieder wurde der Name Hitler in der Unterhaltung dieser sonderlichen Nachtpassagiere gebraucht.

Vor Harrisburg weckte mich Sam aus einem leichten Schlafe, hier mußte ich nach Washington D. C. umsteigen. Ich war allein im Abteil. Das Hitler-Trio mußte sich in einen anderen Wagen verzogen haben, oder war unterwegs ausgestiegen.

Sam hielt mir mit feierlicher Miene ein in deutscher Sprache gedrucktes Flugblatt vor die Augen. Ob ich Türkisch lesen könne, fragte er; er habe das Blatt da vorn, wo die Ausländer saßen, aufgefunden. Der Negerportier, der außer Englisch keine weiteren Sprachen kannte, nannte dieses Gesudel Türkisch, in Wirklichkeit war der ganze Inhalt eine einzige Hetzpropaganda in deutscher Sprache zuhanden der Amerika-Deutschen gegen die USA. Also war Hitler ein Nationalsozialist und dieser Kuhn und Konsorten trieben gefährliche Wühlarbeit im Gastlande. Bei meiner Ankunft in Washington D. C. übergab ich das Blatt dem Postenchef einer Polizeiwache, mit den nötigen Angaben. Der dicke, gemütliche Wachtmeister lachte und bemerkte, daß es sich wahrscheinlich um drei Verrückte handle!

14. Februar 1928. — Nachdem ich in der herrlich gelegenen und wunderbar aufgebauten Hauptstadt des Landes, am historischen Potomac-Fluß, die bereits duftenden japanischen Kirschenblüten bewundert hatte, wanderte ich nach dem Erinnerungsdenkmal Abraham Lincolns.

«Geheiligt in dieser Stätte, wie auch in den Herzen der Menschen, für die er die Union gerettet hat, als Erinnerung an Abraham Lincoln für alle Zeiten.»

Unter dieser eindrücklichen Inschrift sitzt der einfache Mann, der Einzigartige unserer Weltgeschichte, der große Emanzipator, in Marmor gemeißelt, in seinem Präsidentenstuhl, mit seinem ernsten, sorgenvollen Gesichtsausdruck.

Menschen aller Staaten der Union, Besucher aus fernen Ländern, stehen entblößten Hauptes in Ehrfurcht vor der Riesenfigur des großen Demokraten. Unwillkürlich erinnere ich mich wieder an die Szene im Nachtschnellzug. Was würde Lincoln, wenn er noch lebte, zu solchem Treiben sagen?

FRÖNTLEREI IN DER HEIMAT

1. September 1935. — Rückblickend auf meine fünf Jahre seit meiner Heimkehr aus Übersee, sei noch einiges zu erwähnen. Wenige Monate später traf ich auch in Helvetien auf jene dunklen Vorboten des Herrn Hitler. Auch hier wurde eine Aktion gegen unser demokratisches Staatsgefüge ausgeheckt. Unterdessen wußte ich auch, daß jener Mr. Kuhn, den ich Anno 1928 im amerikanischen Nachtexpreß beobachtet hatte, einer der größten Propagandisten nationalsozialistischer Garnitur in den Vereinigten Staaten war. Solche Apostel tauchten nun auch in der Schweiz auf. Eine Fröntlerversammlung nach der anderen wurde abgehalten. Die Burschen traten hier an die Öffentlichkeit; sie hatten Rückendeckung!

Immer mehr geriet ich, gedrängt von den stetig wachsenden antidemokratischen Strömungen in unserem Lande, in politisches Fahrwasser. Überall wo sich Zeit und Gelegenheit bot, stürzte ich mich auf Zeitungen und einschlägige Schriften. Bald hatte ich herausgefunden, wer gegen die faschistische und nationalsozialistische Hetze kämpfte, welchen Kreisen unserer Gesellschaft die Fröntler mehrheitlich entstammten und welche politischen Parteien lau und unschlüssig beiseitestanden. Ich wurde Antifaschist. Wenn an Frontenversammlungen unsere Vertreter in der Diskussion durch den Terror der Harstbrüder nicht zu Worte kamen, so schafften wohl etliche Male währschafte Schweizerfäuste prompte Ordnung. Solche Handlungen waren übrigens sehr oft auch für unsere Seite entmutigend. Man darf nicht vergessen, die Fröntler verfügten in ihrer Mehrzahl über speziell trainierte Radaubrüder und brutale Schläger

Unentwegt aber kämpften Antifaschisten, überwiegend aus freien Gewerkschaftern und Sozialisten bestehend, gar oft von den eigenen

Behörden bedrängt, gegen die anflutende, stets wachsende «braune Pest». In provokatorischer Art nannten sich diese Erneuerer «Nationale Front». Aus bitteren Erfahrungen heraus hatten die Arbeiterpresse und andere furchtlose Organe die faschistisch-nationalsozialistische Gefahr erkannt. *Es gab aber immer noch genug Schweizer Zeitungen, die bei anderer Gelegenheit von patriotischen Phrasen geradezu trieften, bei diesem Thema mit Schärfe die Werktätigen und ihre Organe als Provokateure und Unruhestifter brandmarkten.* Solche Zeitungsausschnitte werden in späteren Jahren dokumentare Beweise darstellen, und das ist gut.

Sofern wir nicht als Arbeitslose zum Stempeln verurteilt waren, arbeiteten wir tags auf unseren Arbeitsplätzen und kämpften nachts gegen die Frontenjünglinge. So begegneten wir den gutausgeruhten, wohlgenährten Faulenzern, den Abkömmlingen und Anhängern vom sogenannten «Herrenvolk» mit ihren Stahlruten und anderen Schlag- und Stichinstrumenten in Glattbrugg, in Dübendorf, Altstetten, in der Tonhalle Zürich, auf dem Theaterplatz, in der Stadthalle und an der Schimmelstraße usw. Wenn die Herren Rolf Henne, Dr. Tobler und Rüeggsegger glaubten, sie könnten unser Volk so einfach nach dem Rezept aus der Küche des Adolf Hitler mit Zückerchen und Peitsche umstimmen, so hatten sie sich gründlich getäuscht.

Unvergeßlich für jeden von uns ist jene Nacht vom 25. September 1933, als diese «Verseuchten» mit ihrem Fackelzug und einer verfälschten Schweizerfahne Zürichs Arbeiterquartiere zu überrumpeln drohten. Die angehenden Landesverräter nnd Spione mit ihrem wirren Anhang erlitten dabei wohl ihre größte Abfuhr. Von den 2000 Knüppelkreuzträgern erreichten kaum einige Dutzend mit ihren Fakkeln ihr Endziel, und dies noch auf langen Umwegen. Es gab viele Schrammen und Wunden diese Nacht, und gar etliche dieser traurigen Schergen hat man seit diesen Stunden nie mehr bei der «Front» gesehen. Harte Schläge und zügige Ohrfeigen und eine nach Tausenden zählende, wutentbrannte Menge den Straßen entlang, hatten ihnen genug gezeigt. Jawohl, dieses Volk schrie und fluchte auf das Verräterpack nnd schlug endlich auf die herausfordernden Harrus-

Schreier ein. Es gab keine Ruhe, bis die Demonstranten in alle Windrichtungen verstoben waren. Das war die Antwort Zürichs, des sozialistischen Zürichs, die Antwort der organisierten Arbeiterschaft und der Sozialisten und Bürger gegen die Mächte des Terrors und der Willkür, gegen die Würger unseres Vaterlandes. Überlegen wir aufrichtig, was geschehen wäre, wenn es dieser braunen Meute gelungen wäre, Zürichs Arbeiterviertel in dieser Nacht zu bezwingen! Hätte damit nicht die Stunde der Erhebung aller dunklen Elemente der Reaktion geschlagen?

Dennoch wurden in der Folge frontistisch-kapitalistische Unternehmer verantwortlich für politische Maßregelung antifaschistischer Arbeiter in ihren Betrieben. Hier und dort wurden solche Arbeiter und Angestellte unter nichtigen Vorwänden entlassen. Auch ich verlor damals in Wallisellen meine Arbeitsstelle als Chauffeur.

Aber weder Arbeitslosigkeit, politische Maßregelung, Ächtung, Armut, Krankheit und Not in unseren Familien haben uns von diesem Kampf abgehalten. Der Glaube an unser Vaterland, eine soziale Demokratie, an die Solidarität der Gewerkschaften, die Hoffnung auf eine Freiheit, die auch eines Tages das Leben des Arbeiters erhellen wird, trieb uns unaufhaltsam vorwärts. Wir haßten die angehenden neuen «Hitlerpropheten»; sie brachten uns nur Zwietracht, Not und Elend. Was auch immer für uns wartet, uns Antifaschisten, uns Gewerkschaftern und Sozialisten, wir werden mit freier Stirn jedwelchem Schicksal zu begegnen wissen, denn lieber den Tod, als in der Knechtschaft leben!

VERÄNDERTE KAMPFWEISE

12. September 1935. — Chauffeur sein, Privatchauffeur! — — Viele, viele Leute denken sich, der hat's aber auch schön und «schliffig», wenn sie einen Privatchauffeur so feierlich mit seiner Herrschaft in einem teuren «Glaskasten» vorbeiflitzen sehen. Chauffeur sein, ist der Traum und Wunsch vieler unserer männlichen Jugend. Ein gutes, altes Sprichwort sagt: «Es ist nicht alles Gold, was glänzt.» So ist es auch in diesem Berufe. Gar mancher fährt mit einer kostbaren Limousine in schmucker Uniform herum und hat dazu weit weniger Lohn als ein gewöhnlicher Büetzer. Andere wieder werden als Privatchauffeure engagiert, um als Schuhputzer, Teppichklopfer, Fensterputzer und Waschgehilfen zu arbeiten, um dann nebenbei vielleicht einmal pro Woche als Erholung die Herrschaft ausfahren zu dürfen. Die Stellen, wo man den Chauffeur nur wegen des Fahrens einstellt, sind heute sehr dünn gesät. In den meisten Fällen wird sogar der Fernfahrer in seinen kurzen Zwischenzeiten zu vollständig unberuflichen Arbeiten angehalten. Keine Regel ohne Ausnahme. Es gibt mitunter in diesem Berufe Plätze, die man als gut bezeichnen darf, sie sind aber selten.

Nun zum Fernfahren selber. Es ist nicht so einfach, 500 bis 700 Kilometer pro Tag auf Großtouren abzufahren. Stunde auf Stunde anscheinend ruhig am Steuer zu sitzen. Bei Kindergeschrei und Gezänk, auf fremden Straßen, in fremden Ländern sich die Geographie fortwährend im Kopfe zurechtmachend, dazu den Insassen allzeit höflich und prompt Red' und Antwort zu geben, politischen und anderen Reden des Chefs aufmerksam zuzuhören. Immer wieder vorfahren, Signale geben und schalten. Dazu außerorts einen ständigen Durchschnitt von 90 bis 100 Stundenkilometer durchzuhalten. Da heißt es,

sein eigener Mechaniker sein, denn es fährt da kein bezahlter Mann mit, wie dies bei Herrenselbstfahrern vorkommt, die sich dann rühmen, sie hätten soundso viele Kilometer abgefahren. Wohlweislich verschweigen sie, daß ihnen ein anderer die Maschine im «Schuß» hält.

Der Privatchauffeur wird sehr oft von seinem Arbeitgeber als Fabrikarbeiter beschäftigt, dies, wenn nicht gefahren wird, oder wenn die Herrschaft selber fährt. Er wird dauernd mit seinen Ruhetagen zu kurz kommen, denn gar manche Herrschaft ist der Auffassung, daß der Chauffeur bei Sonntags- und Nachtfahrten ein Mitfeiernder sei. Man muß ein Künstler im Umkleiden sein, denn es kann vorkommen, daß man bis sechsmal täglich seinen Anzug zu wechseln hat. Zu gewissen Zeiten ist der Privatchauffeur der Stoßfänger ekliger Launen und wird wie ein «gehetztes Wild» herumschikaniert. Er genießt gar oft nicht die sozialen Rechte eines gewöhnlichen Fabrikarbeiters, soll aber das Vertrauen angeblich gewichtiger Persönlichkeiten besitzen oder erlangen.

Heute trete ich meinen Dienst an. Herr Direktor R. stellt mich versuchsweise als seinen Privatchauffeur ein. Das gute Fahren und die Pflege dieser luxuriösen Pullmann-Limousine sei meine Hauptaufgabe.

Bei prachtvollem Herbstwetter geht's über den Stoß, durchs saubere Appenzellerland nach St. Gallen. Herr R. ist kein unschöner Mann und zeigt fortwährend seine Intelligenz, scheint reisegewandt und im Kritisieren ein Meister zu sein. Er und seine Frau sind höchst nervös. Beide schauen während der 60-Kilometer-Probefahrt in Ängstlichkeit meinen Bewegungen zu. Das viele Schalten am Berg gefällt dem Herrn nicht sonderlich, der erste Chauffeur sei hier im direkten Gang hinübergekommen. Ja, ja, denke ich, wenn man eine Maschine schnell ruinieren will, fährt man am besten bergauf und bergab im direkten Gang, doch ich bin dies nicht gewohnt. Diplomatisch erkläre ich dies dem Herrn Direktor, denn, wie ich bereits gemerkt habe, muß man diese Leute mit ausgesuchter Höflichkeit behandeln. Sie ist eine runde, fette Frau mit abschüssigen Achseln und einer

tiefen, heiseren Stimme. Diese Leute sind stolz, stolz auf sich selbst und stolz auf ihren neu und rasch erworbenen Reichtum in der schönen Schweiz. Diese erste Fahrt läßt mich ahnen, daß ich mit diesen deutschen Herrschaften aus Thüringen wohl dann und wann einen Strauß auszufechten habe.

20. September 1935. — Ich wurde von einem Antifaschisten auf diese Stelle aufmerksam gemacht. Als ich mich erstmals im Frühjahr bei Direktor R. um den Posten bewarb, wies er mich mit Bedauern zufolge meines Alters ab. Ein blutjunger Mann wurde eingestellt, nach wenigen Wochen aber, angeblich wegen einer verrückten Fahrerei, entlassen. Unterdessen aber hatte ich eine Anstellung gefunden.

Nun besann sich R. wieder meiner Bewerbung und bot mir ohne weiteres den Posten an. Das Alter spielte nun keine Rolle mehr, und er war bereit, mir ein anständiges Gehalt zu zahlen. Nur schwer lenkte ich ein. Noch während meiner Probezeit schwankte ich im endgültigen Entschluß, die Stellung anzunehmen. Nach einer mündlichen Aufklärung meines Gesinnungsfreundes willigte ich dann, angesichts von kommenden Entwicklungen, ein.

POLITISCHE BELASTUNG

21. September 1935. — Meine Abneigung gegen den Nationalsozialismus erfolgte, wie bereits an anderer Stelle erwähnt, schon im Jahre 1928, also fünf Jahre bevor Hitler an die Macht kam. In den Jahren 1932 bis 1934 mußte ich also nach zahlreichen informativen Besuchen an «Fröntler»- und Naziversammlungen mit Empörung wahrnehmen, daß der Nationalsozialismus nun auch in verkappter Form seine schmutzigen Fänge nach unserem lieben Schweizerlande ausstreckte. Unverantwortliche Elemente, charakterlose Gesellen, waren bereit, ihr eigenes Vaterland in schnöder Weise zu verraten.

Die Eindrücke und Wahrnehmungen, die ich als unauffälliger Versammlungsbesucher beobachtet, fanden in der Folge ihren Niederschlag in verschiedenen Schweizer Zeitungen, zumeist in der Presse der Gewerkschafter und Sozialisten. Hier einige Beispiele.

Am 29. September 1933, nach dem bekannten provokatorischen Fackelzug der Fröntler:

«... Wer mit einer so verfuhrwerkten Schweizerfahne, mit einem Knüppelkreuzabzeichen als Vertreter einer Partei, von der man weiß, daß sie mit Demokratie und Sozialismus nichts gemein hat, durch ein ausgesprochenes Arbeiterviertel demonstriert, der muß sich wahrlich nicht verwundern, wenn jeder, der die Freiheit seiner Heimat schätzt, seine innere Abneigung nicht verschweigen konnte ...»

Am 1. November 1933 schrieb ich über die sonderbaren Wahlmethoden im Dritten Reich:

«... Das heisere, fanatische Gezeter am gleichgeschalteten Rundfunk bringt noch manchen, äußerlich politisch lauen Intellektuellen

vor einer solchen Wahlkomödie zur Besinnung. Wahrheiten werden im Dritten Reich verschwiegen oder als unsinnige, unwahre Gerüchte bezeichnet. Niemand darf sich die Mühe nehmen, diese ‚Gerüchte' als Tatsachen zu begründen. Die Fälle häufen sich immer mehr, wo trotz Kerker und Konzentrationslager aufrichtige Menschen ihre freie Meinung zu äußern wagen ...»

Über eine Fröntlerversammlung in Dübendorf erschien am 24. Juni 1934 folgender Passus:

«... Die gleichen Leute, die sich jetzt patriotisch an die Brust schlagen und in Versammlungen als Herausforderung die Vaterlandshymne singen, bemühen sich heroisch, eben dieses Vaterland ans Messer zu bringen ...»

Am 1. August 1934 stand in einer Berner Zeitung unter dem Titel «Isolierung oder Bankerott» folgender Satz:

«... Die Nachfolger werden ein furchtbares Erbe antreten, und es wird tüchtige Baumeister erfordern, um aus dieser moralischen, politischen und wirtschaftlichen Pleite einen starken und wetterfesten Bau zu erstellen ...»

Beim ersten Abflauen des Frontenfrühlings notierte eine Zürcher Tageszeitung am 27. August 1934 u. a. wie folgt:

«... Nach dieser allgemeinen Dürre in der faschistisch aufgezogenen Erneuerungsbewegung folgt das unvermeidliche Fiasko aller derer, die sich für diese unschweizerische, undemokratische Sache verpflichtet haben ...»

In einer Übersetzungsarbeit über den englischen Faschistenführer Mosley am 3. September 1934 hieß es:

«... London hat seine Neugier an Mosley, der eine neue Welt nach Hitlers Muster einführen wollte, gestillt, man hat gesehen, daß dieser Mann nicht einmal imstande ist, seine eigenen Leute im Zaume zu halten ...»

In einer Abhandlung über das japanische Wirtschaftsdumping am 6. November 1934:

«. . . Vieles, sehr vieles, hat Japan voll und ganz von Deutschland übernommen. Eine Armee nach ehemaligem deutschem Muster, eine Flotte, die ursprünglich von deutschen Marineoffizieren organsiert wurde usw. Auch gegenwärtig wieder verschlingen sowohl in Deutschland wie in Japan die kriegerischen Rüstungen ungeheure Summen des Nationalvermögens, und wiederum, in Japan wie in Deutschland, wird das kärgliche Einkommen der Arbeiter noch weiter abgebaut. Nach dem deutschen Wirtschaftsfiasko wird die Welt auch einen japanischen Wirtschaftsbluff erleben . . .»

Zum Sturm aufs Züreher Stadttheater erschieu in der Zürcher Tagespresse am 27. November 1934 folgender Kommentar:

«. . . Unerbittlich und ohne Unterschied sausten die Polizeisäbel auf die flichende Menge nieder, der sowieso sich ohnmächtig blamierenden Frontenpropaganda ein Ende bereitend. Es mag scheinen, daß etliche Unschuldige bei dieser Gelegenheit empfindliche Hiebe bekamen oder abgeführt wurden, aber es mußte nun einmal sein, das Maß war voll. Es kann unserer Polizei nicht zugemutet werden, daß sie Abend für Abend bis Mitternacht mit diesen Frontenjünglingen ‚Versteckis' spielt . . .»

In einer Zuschrift an Ernest Bevin schrieb ich im Herbst 1933 über die Zürcher Vorkommnisse, wovon der «Record», das Organ der britischen Transportarbeiter, einen Auszug veröffeutlichte:

«. . . Die Rückentwicklung des Schweizerfaschismus begann kurz nach dem provokatorischen Fackelzug der Fröntler durch die Arbeiterquartiere Außersihls in Zürich. Die darauf folgenden zahlreichen Versammlungen der Arbeiterschaft und die Ereignisse im Ausland haben diesen feuer- und bombenwerfenden Terroristen ihr Schicksal besiegelt . . .»

Damit möchte ich nur dartun, daß es mich eine gewaltige Überwindung kostete, als Chauffeur eines Mannes zu funktionieren, der seine Reisen, wie ich bereits bei Dienstantritt erfahren hatte, ausschließlich ins Dritte Reich unternehmen wollte. Meine Aufsätze waren mehrheitlich mit meinen Initialen versehen, und damit hatte die Gestapo, die ja in allen Ländern mit großer Raffiniertheit arbeitete, eine treffliche Handhabe. Somit war ich in den Augen der Nazi und ihrer Frennde politisch belastet.

ERSTMALS NACH NAZI-DEUTSCHLAND

21. September 1935. — Wir fahren heute nach Kempten im Allgäu. Im Wagen sind mein Chef und sein aus den Schweizerferien heimkehrender Vater. Das Wetter ist prachtvoll. Zwischen den Obliegenheiten am Steuer des schweren Reisewagens schweift mein Blick gelegentlich von unserer Reiseroute hinüber auf die im rosaroten Glanz türmenden Kreuzberge. Während ich den Motor nach den Weisungen meines Chefs auf Touren halte, trage ich in meinem Innern einen seltsamen Kampf aus. Ungleich 1919, wo ich in Freuden und mit jugendlicher Abenteuerlust nach den USA, nach Kanada und den fernen Südseeinseln zog, nähere ich mich nun den Toren einer mir verhaßten Welt. Eine Stimme mahnt mich warnend, kehrt-zumachen. Schließlich sei ich Familienvater und habe Verantwortung für Weib und Kind. Mein Beginnen sei leichtsinnig und abenteuerlich. Ein Entrinnen sei unmöglich, denn die Spürhunde der Gestapo haben in der Schweiz schon lange herausgefunden, wessen Geistes Kind ich war. Dies war aber die Stimme der Furcht, oder wie es andere nennen mögen, die Stimme der Vernunft. Doch dann regte sich die andere Stimme. Sie war nicht zaghaft. Es war der Antifaschist in mir. Frisch gewagt ist halb gewonnen. Warum nicht einmal den Teufel selbst bei seinem Handwerk sehen? Überdies sei mein Paß ja gar nicht mit dem richtigen Taufnamen versehen, seit meiner politischen Tätigkeit war ich aufs Land untergetaucht, und meine Initialen bei meinen Einsendungen waren einmal dreistellig und dann wieder nur in zwei Buchstaben. Keine Furcht, es gibt viele Tausende, ja Hunderttausende von Antifaschisten; warum sollten sie gerade mich, so einen kleinen Unbekannten, schnappen? Da war auch ein kleines Paket unter den Fußbrettern mit zehn Schweizer Zeitungen, also in Deutschland verbotene Schriften, die waren versandbereit, mußten also nur in Deutschland aufgegeben werden. Der Empfänger war ein deutscher Antifaschist oder vielmehr dessen Deckadresse. Der Bodensee glänzt zu meiner Rechten wie ein goldener Spiegel in der Morgensonne. Herr R. wühlt in aufgeregter Stimmung in den Karten und Ausweispapieren, während sein Vater, ein achtzigjähriger Greis, aufmerksam die Gegend bewundert. Mein Entschluß ist nun fest und unwiderruflich gefaßt. Der Wagen hält. Vorn erkennt man bereits die «Eingangstore» ins Dritte Reich. SS- und SA-Leute und ein Überfluß von wehenden Hakenkreuzfahnen. Nach der Abfertigung auf dem Schweizerzoll salutiere ich noch zum Abschied den zwei Schweizer Grenzern am Konstanzer Tor und fahre langsam in den Schatten des herausfordernden Flaggenwaldes, deren spinnenartige schwarze Hakenkreuze diabolisch über meinem Kopfe schweben. An der deutschen Zollrampe ziehe ich gelassen die Bremsen an. Äußerlich völlig ruhig, aber mit klopfendem Herzen und einer unerhörten inneren Spannung, weise ich höflich mit einem freundlichen «Grüetzi» dem mir mit «Heil Hitler» und ausgestrecktem Arm grüßenden riesigen SS-Mann meine Papiere vor. Während sich die Kontrollprozedur in die Länge zieht, kehrt in mir, so paradox dies klingen mag, die innere Ruhe wieder zurück. Es werden Fragen gestellt, die ich ruhig und gelassen beantworte. Endlich wird mir der abgestempelte Paß mit den visierten Wagenpapieren wieder überreicht. Die Passagiere, die ihr Handgepäck im Zollhaus vorweisen mußten, steigen ein. Die Fahrt ist frei. Die Häscher haben mich nicht erkannt, oder sie sparen diesen kleinen «Unbekannten» auf spätere Tage. Bedächtig und vorsorglich bediene ich meine Herren Fabrikanten R., steige ein und löse langsam, mechanisch die Handbremse, dann ein leichter Druck aufs Gaspedal, und weg sind wir.

Erstmals sehe ich also diese berüchtigte SS, diese SA-Miliz und die Hitlerjugend, dies so oft auf der verhältnismäßig kurzen Strecke Konstanz-Kempten, daß ich mir sagen muß, in diesem Lande sind über fünfzig Prozent des männlichen Geschlechtes uniformiert. Die Menschen machten auf mich einen unfreundlichen Eindruck. Jedes

kleine Dorf hat seine Hakenfreuzfahnen, seine Adolf-Hitler-Bilder. Am Kiosk vor dem Bahnhof Kempten versuche ich eine Schweizermünze umzuwechseln. Nein, nein, sagt die Verkäuferin, man nähme kein Schweizergeld an. Sie war aber doch so freundlich, mir den Weg zur Post zu zeigen, allwo ich mein Zeitungspaket ohne Schwierigkeiten aufgab. Ein SA-Trupp hausiert in den am Bahnhof gelegenen Geschäften bei einer Geldkollekte. In der Einsteigehalle patrouilliert SS und Polizei. Bei einer Auftankung auf dem Rückweg in Buchenberg mache ich die unliebsame Erfahrung, daß auch das Nazi-Benzin sehr stark gemischt wird, denn die Zündung der schnellverrußten Kerzen begann zeitweise auszusetzen.

4. Oktober 1935. — Man sagt so nebenbei, daß der Herr Direktor R. so quasi gegen die Hitlerei sei. Von dieser Antinazi-Gesinnung habe ich bisher nichts wahrgenommen. Zugegeben, daß hie und da ein Spottwort gegen den Nationalsozialismus fällt, ist es dann ganz verkehrt. wenn man beipflichtet oder aufmuntert? Man ist eben deutsch und wird auch diese neue Richtung so oder anders mitmachen.

12. Oktober 1935. — Es gibt Leute in diesem meinem jetzigen Wohnort, die haben keine Ahnung, was der Nationalsozialismus in Wirklichkeit ist. Wenn ihnen etwas Geringfügiges von Staates wegen «gegen den Strich» geht, sind sie nur allzu bereit mit der bequemen, unbegründeten Erklärung, ja, das sei doch in Deutschland anders geworden, Hitler habe doch in gewissen Dingen recht, es werde auch bei uns anders kommen. Diese Elemente, man trifft in ihren Reihen sogar Leute von Stellung und Einfluß, werfen bei jedem kleinen Ärgernis mit vernehmbarem Geräusch Steine in den eigenen Garten. Wieder andere pöbeln gegen unsere freie Presse und beschimpfen sie, sie treibe schlimmste Verleumdung gegen Hitler-Deutschland. Angsthasen, die glauben, wenn man die Wahrheit verbreite, gäbe es Krieg. Sie gebärden sich wie furchtsame Hunde, die einem bösen Meister zuwedeln, ihn verteidigen, damit sie bei einem etwaigen Zornausbruch nicht zu viele Schläge abbekommen.

13. Oktober 1935. — Die lokalen Sympathien bei der ansässigen Bevölkerung waren einmal, dank der Freigebigkeit und der Festfreudigkeit des Direktors, hoch im Kurs. In den ersten zwei Jahren seines Schweizer Aufenthaltes war der Fabrikherr bei jedem größeren Anlaß als großzügiger Spender zugegen. Er war auf dem besten Weg, eine sehr hervorragende Rolle als Ausländer in seiner Schweizer Wohngemeinde einzunehmen. Seit einigen Wochen jedoch bemerkt man eine leichte Zurückhaltung. Auch die ungezwungene Fröhlichkeit im Verkehr mit den Einwohnern beginnt langsam abzuflauen. Damit ist bei den Ortsbewohnern, vornehmlich bei den vorsichtig zurückhaltenden und gutinformierten, bereits eine Abkühlung wahrzunehmen.

26. Oktober 1935. — Ein Mann mit Namen Wilhelm Gustloff aus Davos tritt in diese äußerst interessant werdende Gesellschaft. Herr Gustloff scheint besonders mit einem gewissen Nagl eng befreundet zu sein. Der Gast wird mit größter Zuvorkommenheit, ja, man möchte fast sagen, mit einer gewissen Furcht behandelt. Gustloff ist ein großer, bleicher Mensch, der wenig vertraulich aussieht. Ist dies vielleicht die Persönlichkeit, die den Herrschaften das Lachen und die Fröhlichkeit vertreibt?

28. Oktober 1935. — Nach diesem hohen Besuch aus Davos sind die deutschen Angestellten der R.-Fabrik zu ganz intimen Vertrauensmännern des Herrn Direktors avanciert. Sie sind jetzt auffallend öfters in seiner Gesellschaft zu treffen. Dieser fanatische Gustloff, der noch vor drei Jahren täglich im Restaurant «Statiönchen» in Davos sein Bier trank und seine neuartigen Lehraufträge Schweizern anzuhängen versuchte, hat mit seinen Landsleuten gegenwärtig mehr Glück. Das muß man diesen Deutschen nachrühmen, sie verstehen sich zu kuschen, zu fürchten und sind gewohnt zu exerzieren nnd blindlings zu gehorchen. Wie steht es aber mit ihrer Zivilcourage?

29. Oktober 1935. — Die ständigen Nachtfahrten, das unregelmäßige Essen, Übermüdung und der stete Temperaturwechsel haben

mich krank gemacht. Ich liege vier Wochen an Lungenentzündung darnieder, dieweil mich in dieser Zeitspanne kein einziges Mitglied der Fabrikantenfamilie besucht. Es berührt mich eigenartig, da man doch auf solchen Touren sozusagen dem Chauffeur sein Leben anvertraut, frägt man ihm gar nicht nach, wenn er selber in Lebensgefahr ist.

3. Dezember 1935. — Nachbarn, die man belehren will. Der Herr Fabrikant hat nun die fixe Idee, dies zeigt sich nun mehr und mehr, daß er deutsche Methoden auf Schritt und Tritt auch seinen Wohnnachbarn einprägen will. Bei uns macht man diese Arbeit so und so, bei uns draußen schaufelt man den Schnee auf diese Weise, und das Wasser wird nach dieser Methode abgeleitet. Sonderlich, der Mann, der noch vor Monaten eher Schweizer Bräuche und Ratschläge angenommen hatte, will nun die Schweizer belehren. Hier geht offenbar eine Wandlung vor. Die Aspirationen auf das vielbegehrte Schweizer Bürgerrecht sind aufgegeben, dieser Anschluß kommt vorläufig gar nicht mehr in Frage.

2. Januar 1936. — Die R.s wollen heute auf ihrer Ausreise nach Deutschland einen Kessel Butter nach der thüringischen Heimat schmuggeln. Frühmorgens um fünf Uhr halte ich den Wagen vor dem deutschen Zoll bei Lindau. Ein eifrig forschender SS-Zollwächter hat das Gefäß bald entdeckt und verfügt nach Beschlag desselben, daß die Butter auf dem Rückweg wieder nach der Schweiz zurück müsse. Die reichlich in Pelze vermummte Herrschaft ist enttäuscht. Aber auch die Zöllner konnten sich bei meiner Leerfahrt auf dem Rückweg nur mit schwerem Herzen von der köstlichen Butter trennen. Versuche über ihre Brauchbarkeit seien zufriedenstellend ausgefallen.

Alles Deutsche wird nun in den Himmel gelobt, mehr und mehr werden unsere Einrichtungen kritisiert. Man regt sich furchtbar auf, wenn jemand über Lebensmittelknappheit in Deutschland erzählt. Es

sei allüberall gut, und genug Nahrung vorhanden. Alles sei in schönster Ordnung draußen, sogar weit besser als früher.

11. Januar 1936. — Hans Nagl, dieser bleiche, ausgemergelte, unsympathische, ruhelose Mensch, führt ein Lederwarengeschäft. Er hat den kleinen Betrieb durch allerlei Kniffe in ordentlichen Schwung gebracht. Seine Hauptabnehmer sind, wie bei Direktor R., ausschließlich jüdische Kaufleute, sagen wir Großkaufleute. Doch die Seuche des Nationalsozialismus hat diesem Nagl das geschäftliche Interesse völlig entfremdet. Eines Abends erschien er in einer Wirtschaft in seiner einstmaligen Uniform aus dem Weltkriege. Dann unternahm or zahlreiche Fahrten in seine süddeutsche Heimat, nach österreichischen Landen, aber auch kreuz und quer durch unser Land. Er organisierte Nazi-Zellen und hielt in deutschen Vereinen, auf Weisung des Herrn Gustloff, Reden gegen die Demokratie und für den Führer Adolf Hitler. Er ging sogar so weit, daß er in der Schweiz mit dem goldenen Parteiabzeichen der NSDAP herumstolzierte. Er gehörte zu den gefährlichsten Wühlern unter den Auslanddeutschen und stand ständig mit Gustloff und dem deutschen Konsulat in St. Gallen in Verbindung.

22. Jannar 1936. — Eigenartige Methoden werden angewandt, um ein neues Dienstmädchen auszukundschaften. Wohlverstanden, es muß eine Tochter sein, die in jeder Beziehung einwandfrei ist, selbstverständlich dies nur nach den Anforderungen und Wünschen der R. Nun fährt man seit einiger Zeit tagtäglich nach Chur, um diese prospektive Dienstbotin zu examinieren. Wie sollte hier etwas Passendes gefunden werden, wenn man nicht einmal imstande ist, «gutdeutsche Mädels» aus dem heimatlichen Thüringen zu behalten?

23. Januar 1936. — Nachbarn, um die man buhlt. Es sieht wirklich so aus, als wollte man kraft des Geldes die Nachbarn mit Gewalt zu Freunden machen. Es ist aber interessant, wie diese Nachbarschaft hierauf reagiert. Man hat das pomphafte Auftreten der Neureichen,

die Extravaganzen, das überhebliche Tun und das Treiben der Fabrikanten-Kinder tunlichst beobachtet. Da hat es Nachbarn, die sich sehr unangenehm berührt zurückziehen, andere haben herausgefunden, daß hier mit Schmeicheln und Schönrednerei etwas herauszuholen sei. Wiederum gibt es eine andere Sorte, die den Herrschaften den Hof macht, um sie hinterher «gottserbärmlich» zu verschimpfen. Es sind da aber einige Personen in der großen Nachbarschaft, die sich trotz dem Lärm und dem Geschrei dieser Neureichen nicht beeindrucken lassen, sie ziehen ruhig ihrer Straße weiter und machen sich ihre eigenen Gedanken. Ab und zu werden dann solche Nachbarn zu einer Autospazierfahrt eingeladen. Eine höfliche Absage bringt wohl einen kräftigen Dämpfer in die Stimmung, wobei es dann an verwerflichen Bemerkungen über die Starrköpfigkeit der Schweizer nicht fehlt.

30. Januar 1936. — Heute muß ich diese launische und putzsüchtige Frau erstmals zu einer «Wunderärztin» nach Österreich fahren. Ein anderer wartender Chauffeur sowie zwei Einheimische haben mir in der langen Wartezeit versichert, daß es um diese Wunderheilung seine besonderen Bewandtnisse habe. In kurzen Worten, es sei eine plumpe Bauernfängerei, wobei nur die Allerdümmsten hereinfallen. Hauptsache für die Mehrzahl dieser Quacksalber-Kundschaft ist wahrscheinlich das hernmgebotene Gerücht, daß diese «Ärztin» den Führer Adolf Hitler erfolgreich behandelt habe!

1. Februar 1936. — Heute morgen geht's im Husch, bei abscheulichem Schneetreiben, mit dem verweinten, langjährigen Dienstmädchen über die Grenze. Es zirkulieren verwirrende Geschwätze über die Ursachen der Entlassung dieses deutschen Mädchens.

2. Februar 1936. — Zufällig erfahre ich etwas vom Treiben des Herrn Gustloff in Davos. Man kann so beim langen Warten auf Parkplätzen in Zürich, Konstanz, Ulm usw. allerhand Neuigkeiten erfahren. Danach soll dieser noble Gustloff die Wühlpropaganda des Drit-

ten Reiches in der Schweiz innehaben, also deren Leiter sein. Er soll richtige Kartotheken und Verzeichnisse von allen in der Schweiz wohnhaften Deutschen angelegt haben, und er arbeite gegenwärtig an einem immensen Adreß-Kontroll-Buch von Schweizer Fröntlern und anderen Bürgern unseres Landes. Dieser Mann ist wirklich eine große Gefahr für unsere Eidgenossenschaft.

3. Februar 1936. — Das neue Bündner Dienstmädchen ist heute mit großem Geräusch eingeführt worden. Es beginnt nun eine überbordende Zuvorkommenheit. Vieles wird versprochen. Rechte werden eingeräumt, die ihre Vorgängerin nicht hatte, kurz und gut, das Mädchen soll wie ein eigenes Familienglied gehalten werden.

4. Februar 1936. — Früh um sechs Uhr muß ich die ruhelose Frau Direktor wieder zur Kurpfuscherin nach Österreich fahren. Kaum über dem Rhein, beginnt ein teuflisches Schneetreiben. Der Schneewischer versagt. Die Frau schimpft. Der erste Chauffeur sei immer mit 90 Kilometer Geschwindigkeit gefahren. Das sei gebummelt heute morgen usw. Äußerlich heißt es nun die Ruhe bewahren, dies ist Berufspflicht. Langsam lenke ich den Wagen durch die Schneemassen. Es ist noch dunkel. Vorn heult nnd peitscht der Schneesturm gegen den Windschutz, hinten im Wagen schimpft und brüllt das unvernünftige Wesen. Zuweilen gleitet der Hinterwagen stark seitwärts. Empörung, Haß und Widerwillen werden innerlich zurückgekämpft. Ruhig und gelassen hat man in solcher Situation, wo sich Natur und Mensch drohend in die Fahrsicherheit mischen, seinen Mann zu stellen. Dennoch ist alles gut abgelaufen und der Führer am Volant durch eine unvergeßliche Erfahrung reicher geworden.

6. Februar 1936. — Viele Leute, darunter auch etliche Schweizer, bringen in ihrer Naivität ihr gutes, zum Teil sauer verdientes und erspartes Geld dieser Wunderdoktorin. Einwohner dieses österreichischen Ortes erklären, daß diese Kur höchstens willenlosen, leicht-

beeinflußbaren, geistesarmen und abergläubischen Patienten für Augenblicke einige Erleichterung, also scheinbare Erleichterung bringe. Nach jeder dieser Prozeduren bei der «Quacksalberin» ist die Frau Direktor in einer leichten Hypnose.

9. Februar 1936. — Man ist nicht nur deutsch, dies wäre ja durchaus logisch für Reichsdeutsche, ja sogar sehr verständlich. Man ist aber in den letzten Wochen in eine äußerst regsame deutsche Auslandsorganisation der NSDAP getreten, deren führende Persönlichkeit dieser Herr Nagl ist. Um Mißverständnisse auszuschließen, muß bereits an dieser Stelle schon betont werden, daß dieser Mann intimster Freund eines hohen Partei- und SS-Mannes der süddeutschen Stadt Ulm ist. Nagl, der als Reichsdeutscher den Weltkrieg mitgemacht hat, soll eines der ersten Parteimitglieder der NSDAP sein. Er trägt, wie bereits früher bemerkt, das goldene Parteiabzeichen.

In Davos ist der Nazi-Gauleiter für die Schweiz, Wilhelm Gustloff, vom jüdischen Studenten Frankfurter erschossen worden. Die Vergeltung für grausame Nazi-Gewaltakte an den Juden in Deutschland hat also bereits begonnen.

Nun ist Nagl in Sevelen ganz aus dem Häuschen. Er hängt flugs eine schwarze Trauerfahne aus seiner Wohnung. Auch weibelt er sofort unter «seinen» Deutschen im Werdenberg und anderswo wie eine Besessener herum. Kollektieren für die Bestattungsfeierlichkeiten heißt es. Schließlich verschwindet er in Richtung Davos. Eine Todesanzeige nach nationalsozialistischem Muster erscheint in den Bezirksblättern. Damit hat dieser Herr Nagl vor aller Welt seine wahre Gesinnung als Gast in unserem Lande bekanntgemacht. Eine Gesinnung, die jedem anständigen Menschen zuwider sein muß.

LETZTE EHRUNG W. GUSTLOFFS

Es ist Sonntag. Das Tal liegt weiß und starr. Die Kälte ist bitter. Wir fahren früh auf vereisten Straßen nach Landquart, allwo heute diese Nationalsozialisten ihrem Gauleiter in der Schweiz, Gustloff, die letzte Ehre beim Leichenumlad von der Rhätischen auf die Bundesbahn erweisen. Er sei für den Führer, für Deutschland gefallen, heißt es. Trauerkränze mit Hakenkreuzen versehen, Fahnen und Hoheitsembleme zieren den Sarg. Die ganze Trauergesellschaft wahrt ein gewisses militärisches Gepräge mit viel Knixen, «Heil Hitler» und Strammstehen. Auch ich nehme Abschied von Gustloff, aber in einem anderen Sinne.

Etappenweise hat sich mein Chef R. mit dieser neuen Idee, mit diesem «politischen Taumel» vertraut gemacht. Heute steht er schon mitten drin, selber aktiv teilnehmend, Seite an Seite neben SS-, SA- und Gestapoleuten; denn viele, die hier heute in Landquart zusammengekommen, gehören in Wirklichkeit bereits diesen Organisationen an. Auf dem Hinweg heute morgen wurden in Sevelen und in Balzers Personen ins Auto zugeladen, die schon lange hinter Schloß und Riegel gehörten. Mein Prinzipal rechnet Elemente zu seinem vertrauten Kreise, mit denen ein rechtschaffener Schweizerbürger sich schämen würde, über die Straße zu gehen. Nagl hat sich öffentlich als Nazi vorgestellt. Der Fabrikant R. will dies aber möglichst über seine Person geheimhalten. Er will sich noch den Schweizern als Unschuldiger vorspielen, damit der Absatz seines Fabrikates die jüdischen Großkaufleute nicht entfremde.

Es wird viel in diesen Kreisen von deutschem Mut, von deutscher Treue und Tapferkeit gesprochen. Bei den Nazi mache man nur gezwungenermaßen mit. Wo ist dann hier der Mut, die Zivilcourage,

um sich etwas abzuwehren, das man nicht begehrt? Gewollt oder nicht gewollt, man hat sich entschieden, man hat gewählt!

14. Februar 1936. — Die Frau Direktor leidet angeblich an Zuckerkrankheit. Es ist wirklich ein eigenartiges Leiden. Man sollte strikte Diät halten und Extreme meiden. Doch darum schert sich die allzeit festlustige und für allerlei Tingel-Tangel stets zugängliche Dame nicht. Denn wenn's ans Feiern und Festen geht, wenn's darum geht, den Neureichtum wieder irgendwo vorzuführen, ist man mit Leib und Seele dabei. Man trinkt oder besser gesagt, wenn man die Quantitäten in Rechnung stellt, man säuft. Jawohl, und zwar nicht nur «Eglisana» oder «Henniez», sondern Bier und diverse Weine. Das ist die Diät. Heute geht's auf die Eisbahn in Wildhaus, wo die Madame beim Schlittschuhlaufen zufolge Gleichgewichtsstörungen etliche Male mit der Eisdecke in unliebsame Berührung kommt.

15. Februar 1936. — Eine ständige Gruppe ausgesuchter, jeder nützlichen Arbeit sich enthaltender Klatschbasen umgibt die rundliche, neugierige, zänkische und hysterische Frau. Was hier alles «gedroschen» wird, würde eine brave Schweizerfrau zur hellen Verzweiflung bringen. Es ist eine einzige Glorifizierung über die deutsche Kocherei, Musterwirtschaft und Kinderpflege. Zuweilen aber auch eine einzige Kette von Verleumdungen und Verdächtigungen gegen ehrbare Menschen.

16. Februar 1936. — Das Treiben der Wühlmäuse im Fabrikbetrieb wird immer schlimmer. Sie laufen umher und versuchen durch allerlei Tricke, aufrichtige Arbeiter zu verschimpfen und neue Maßregelungen auszuhecken. Da schleicht ein Mann herum, den man oft den «weißen Fuchs» nennt; er sieht in dieser «sauberen Arbeit» eine Gelegenheit, seine Stellung zu untermauern. Zwei nationalsozialistische Deutsche verstehen es trefflich, die Belegschaft auszuhorchen. Wer diesen Betriebsbonzen widersteht, insbesondere dem Werkmeister, dies wissen auch die weiblichen Arbeitskräfte, hat ein schweres Los.

17. Februar 1936. — Einen großen Einfluß auf den Direktor hat ein Agent in Zürich. Er verdient ein schönes Sümmchen und versteht es, die Herrschaft stets in guter Laune zu halten. Das Geldverdienen geht dabei fast automatisch, sozusagen ohne jedwelche ernstliche Anstrengung. Leistung und Lohn stehen hier in einem krassen Verhältnis zueinander. Dieweil zanken sich die Arbeiter um die Gunst des Chefs seiner Landsleute und anderer Einflußreichen. All dies nutzt der «weiße Fuchs» aus, um sich eines schönen Tages unentbehrlich zu machen. Leidtragende sind immer wieder die Arbeiter, die die Fabrikate herstellen und sich eine Belöhnung gefallen lassen, die mit dem Reingewinn des Geschäftes im Widerspruch steht. Schon heute bezahlt Herr R. den Nachfolgern Gustloffs G.m.H. namhafte Parteibeiträge zuhanden des Führers Adolf Hitler.

23. Februar 1936. — Herr Hans Nagl, dieser politisch wirkende Auslandsdeutsche, ist nun merklich regsamer geworden. So regsam, daß auch der verstockteste Schweizer im Werdenberg etwas davon merkt. Heute muß ich mit dem R.-Wagen deutsche Jugendliche aus der Schweiz nach dem Fürstentum Liechtenstein verbringen. Der Entfremdungsprozeß junger Gäste in der Schweiz beginnt. Nagl predigt ihnen mit einigen Kumpanen und Volksgenossinnen das Evangelium der Hitlerjugend. Jawohl, der Lederfabrikant ist zum politischen Apostel und Referenten geworden. Er nimmt seine Aufgaben sehr ernst. Er lebt in einem ständigen Haß gegen alles Demokratische, Religiöse und Sittliche. Daß er bei diesen Hitlerjugend-Treffen in die anständig gesinnten Menschen nur Haß, Rache und Zwiespalt sät, gehört zu seinen, aus dem Reich bezogenen politischen Verpflichtungen.

24. Februar 1936. — Das Bündner Dienstmädchen geht! In wenigen Wochen hat dieses erste Schweizer Dienstmädchen dieser R.s, eine tüchtige Person, ihre Stellung satt. Zuviel Aufregung, zuviel Hetze und Launen und ein Abscheu vor dem unschweizerischen Getue haben diesen Entschluß herbeigeführt. Wiederum wird auf Seite

der Herrschaft ein billiger Vorwand gefunden oder erfunden, um ja die Wahrheit zu tarnen. Trotz Schmeicheleien, Geschenken und Drohungen kann der Entschluß des Mädchens nicht rückgängig gemacht werden. Sogar die «künstlichen» Tränen der Hausdame bringen diesen Vorsatz nicht zum Wanken.

29. März 1936. — Nagl kommt mir zuweilen vor wie eine häßliche Spinne mit einem ekligen Hakenkreuz auf dem Buckel. In seinem Fach als Organisator zwar nicht so tüchtig wie sein Meister Gustloff selig, wird er immerhin für unser Land um so gefährlicher. Er spinnt seine Fäden, und jeder Millimeter davon hat seinen Zweck und erfüllt einen Auftrag von draußen. Deutsche Konsuln und Gestapo sind seine wartenden Abnehmer. Leichtes Gesindel aus allen Bevölkerungsschichten, Nazisten und andere, bringen ihm bewußt oder unbewußt die nötigen Informationen.

31. März 1936. — In diesen Tagen ärgere ich mich oft über die kleinliche Seldwyler Politik. Man grüßt diesen Fabrikanten mit ausgesuchter Höflichkeit, schmeichelt ihm, verteidigt ihn, nur weil er ein großer Steuerzahler ist. Unterdessen treibt Herr Nagl hinter dieser Deckung gefährliche politische Wühlarbeit gegen unsere Demokratie. Behörden und Sicherheitsorgane müßten mit tiefer Blindheit geschlagen sein, wenn sie diese Tatsache noch nicht bemerkt haben. Es würde mich nicht überraschen, wenn diese Leute eines Tages vor diesen Nazi noch Bücklinge machen.

12. April 1936. — Nagl ist in diesen Tagen sehr aufgeräumt, ja oft sogar übermütig. Auch sein guter Glaubensfreund Sch., ein deutscher Krankenwärter, ist voll eitler Hoffnungen, denn die von ihnen oder in Verbindung mit ihnen gegründeten Organisationen der nationalsozialistischen Jugend, «Hitler-Jugend» und «Bund deutscher Mädels» in ihrem zugewiesenen Schweizersektor, sind nun tüchtig angewachsen. Sie können ihre Tätigkeit fast ungehindert entfalten, denn die guten und weit in die Zukunft schauenden Behörden, die von anti-

faschistischer Seite sozusagen immer auf dem laufenden gehalten werden, kümmern sich herzlich wenig um solche harmlose Angelegenheiten. Zur Ehre aber von vielen untergeordneten Sicherheitsorganen sei aber hier vermerkt, daß diese mit Gründlichkeit und Schnelligkeit Haussuchungen, Beschlagnahmen und Verhaftungen vorgenommen hätten, wenn ihnen ihre diesbezüglichen Ansuchen nicht immer und immer wieder von oben abgelehnt worden wären. An diesem Sonntag muß ich nun wieder auf Weisung meines Chefs deutsche Reichsangehörige aus der Schweiz zu Instruktionszwecken nach der liechtensteinischen Metropole schaffen.

21. April 1936. — Während der «weiße Fuchs» als rechte Hand des R. alle wünschenswerten Gespräche im Bureau, im Betrieb, auf der Straße abhorcht oder durch Zuträger erhält, ist die gnädige Frau mehr als je mit abergläubischem Zeug beschäftigt. Quacksalber und Gesundbeter sollen nun nach einer großen Sauferei ihren Körper in Ordnung bringen, koste es, was es wolle. Jawohl, die böse Zuckerkrankheit müsse nun geheilt werden.

25. April 1936. — Heute geht's allein mit dem Patron auf eine Samstagnachmittagsreise nach Bayreuth. Bei einem Reisetempo von achtzig Stundenkilometern polemisiert der Mann in unerhört gehässiger Weise über die Vereinigten Staaten. Offenbar will er mir dabei auf den Zahn fühlen und mich reizen. Ein feiner Frühlingsregen rieselt draußen gegen den Wagen. Die Fahrbahn glänzt und blendet, der Verkehr wird immer dichter. Warnungssignale für Kurven und Bahnübergänge werden immer häufiger. Die Amerikaner seien von krimineller Abstammung und ihr Leben stehe ganz unter dem verwerflichen Einfluß von Juden und Engländern. In gemeiner Weise zieht der Mann die große friedliebende Nation jenseits des Atlantiks in den Schmutz. So kann nur ein politisch völlig aufgehetzter Mann sprechen. Man muß wirklich auf die Zähne beißen, um seiner Entrüstung nicht in Worten Luft zu machen. Man muß sich beherrschen. Man ist so quasi wie ein Dampfkessel, der immer mehr Druck an-

zeigt und explodieren würde, wenn er kein Ventil, kein Sicherheitsventil hätte.

Es genügt nicht, daß man bloß reich ist, es werden zum Teil lächerliche Anstrengungen gemacht, um im Gastlande dick zu unterstreichen, daß man draußen vor Generationen schon reich war. Dabei ist der Vater des R., ein ehrbarer Dorfschlächter, noch vor weniger als zwei Jahrzehnten, per Hundegespann mit seinen Wurst- und Fleischwaren im Thüringerland von Dorf zu Dorf gepilgert, um seine Kundschaft zu bedienen. Ein schlauer, kluger Mann, dieser Schlächter. Vor der Inflation, als die Weimarer Fürsten Pleite machten, nahm dieser Mann seine paar tausend Mark, ging hin und kaufte sich von einem dieser Herren auf Anzahlung ein mächtiges Stück Wald. Von diesem Moment an ging es aufwärts, und zwar in ununterbrochener Folge. Jede Unternehmung war fortan von großem materiellem Erfolg begleitet. Er soll sozusagen, wie mir die Thüringer Bauern versicherten, «jeden Kuhfladen», den er umdrehte, zu Geld verwandelt haben. Er blieb aber ein einfacher Mann, das Geld machte ihn nicht wirr.

Dicht an die historische Heerstraße gedrängt, stehen auf der Fahrt zum roten Main, vor der berühmten Richard-Wagner-Stadt Bayreuth, zwei große, uralte Bäume. Sie bilden eine natürliche Pforte. Es ist schon Dämmerung, als wir die Stelle passieren. Als ich kurz vor Mitternacht den Wagen in der Stadt einstellte, erzählte mir ein alter Garagearbeiter, daß diese zwei alten Bäume auch das Reich des Herrn Hitler überdauern werden, des sogenannten Führers, der ihre berühmte Wagner-Stadt beim anständigen Ausland in Verruf gebracht hatte. Dieser alte Mann hat bereits die Peitsche des neuen Regimes zu spüren bekommen. Er war schon zweimal in Dachau und zeigte mir zahlreiche Schlag- und Stichnarben auf Brust und Armen. Als ich überzeugt bin, daß er «dicht» ist, stecke ich ihm eine Schweizer Zeitung zu, die er blitzschnell in seinem weiten Überkleid verschwinden läßt. Auf einem Zettel gibt er mir seine Deckadresse.

28. April 1936. — In der Mercedes-Garage an der Kaiserstraße in Gera, wo ich neue Gummipuffer einbauen lasse, treffe ich allerlei

sonderliche Gesellen. Da sagt mir ein Mechaniker, daß es in der Schweiz noch die besten Pneus gebe und auch das beste Benzin in Europa. Er weiß aber auch vom politischen Kampf, den viele Schweizer Blätter und die Arbeiterschaft gegen die Fröntler führen. Er weiß etliches zu erzählen. Als ich am Schalter die Rechnung begleiche, hält mir der Werkstätte-Chef eine «aufklärende» Lektion über die Juden und Bolschewisten in der Schweiz. Das internationale Judentum beherrsche die Politik. Wenn die Herren Musy und Motta nicht wären, so hätten die Israeliten die Eidgenossenschaft schon lange unter jüdisch-plutokratischer Herrschaft. Ich sage ihm, daß ich mich in Politik nicht auskenne, da mir die nötige Zeit dazu fehle. Dieser Chef trägt das goldene Parteiabzeichen und ist SS!

30. April 1936. — Nach einer sechstägigen Deutschlandtour ins «grüne Herz», wie man heute das Thüringerland nennt, erreichen wir, von Nürnberg kommend, in den Abendstunden, während eines heftigen Gewitters, die Bodenseegegend. Nun weiß der aufgeregte R. in seiner Angst und Nervosität nichts Gescheiteres zu tun, als seinen Mann am Steuer ununterbrochen anzuschreien.

«Mehr rechts — stop — mehr links — hupen — den Richtungsanzeiger heraus!» so befiehlt und schreit der aufgeregte Direktor in einem fort.

Wenn dann ein Donnerschlag, mit heftigem Blitzstrahl begleitet, vermeintlich vor uns niedergeht, beginnen die Kinder zu weinen, und der Patron hält die Hände vors Gesicht. In seiner Aufgeregtheit faßt er mich wiederholt am Arm. Wie schwer es auch geht, einen Vorgesetzten dieser Sorte zur Ruhe und Vorsicht zu weisen, es muß in diesem Fall doch getan werden. Nach einer 500-Kilometer-Schlechtwetterfahrt können schließlich auch gute Nerven einmal versagen.

Seit der Gustloff-Angelegenheit ist unter diesen Neudeutschen eine wachsende Entfremdung gegenüber unserer Bevölkerung eingetreten. In der Fabrik des R. hat man unter den paar Deutschen schon längst eine auffallende Geheimnistuerei entdeckt. Alle sind Nationalsozialisten und Parteimitglieder. Wie der Herr, so die Knechte, sagt ein

altes Sprichwort. R. spielt eine absonderlich bemühende Rolle. Er will seinem Betrieb punkto Absatz nicht schaden und doch Nationalsozialist sein. In anderen Worten: er will den Fünfer und das Weggli, wie es im Volksmund heißt. Die schönen Gewinne erlauben es ihm, mit ehrbaren Schweizerfranken die Ortsgruppe der NSDAP gehörig zu unterstützen und dem Dritten Reich erkleckliche Summen für Reisezwecke auf privaten Touren zuzuführen.

Es gibt auch Grenzen der Loyalität im Verhältnis zwischen Herrschaft und Diener. Ein fortgesetztes unbegründetes Mißtrauen — das Kleinlichmachen unserer Landsleute — die stete Nörgelei über unsere öffentlichen Einrichtungen — und endlich, das Beschämende, das Undankbare, was sich ein Ausländer, der durch unsere Bevölkerung reich geworden ist, was sich ein solcher Mann leisten kann — diese unterirdische Wühlerei der nationalsozialistischen Organisationen gegen unser Vaterland und gegen die Weltdemokratien mitzumachen. Aus der Loyalität ist durch diese gewaltsamen Einflüsse ein Doppelmensch entstanden. Man ist bestrebt, seine Berufspflicht einerseits peinlichst zu erfüllen, anderseits ist man aber ständig voll Mißtrauen und belauert die Feinde seiner Heimat!

1. Mai 1936. — Der Gesinnungsspiegel des Direktors reflektiert nun auf Schritt und Tritt die neue Richtung. Immer öfters fährt man nach Punkten ennet dem Rhein, wo die neue Lehre von Deutschland her schon tief ins vorarlbergische Gebiet vorgetrieben wird. Auch ist es bequem, auf diese Weise dem Nazihaß vieler Schweizer zu entgehen. Gewissenlose österreichische Zollfunktionäre suchen bereits durch ein Hintertürchen Anschluß an die Nazigruppe im Werdenberg. Dieser Herr F., der Zollchef, liebäugelt schon geraume Zeit mit dem R.-Nagl-Gesellschaftskreis und ist schon verschiedentlich zu harmlosen Fahrten eingeladen worden. Die lumpige Gesinnung solcher Staatsbeamten ist meist identisch mit ihrem wirklichen Charakter. Sie werden meineidig, ohne nur mit einer Wimper zu zucken. Ihnen ist die Hauptsache gutes Essen und recht ergötzliche Vergnügungen.

21. Mai 1936. — Der Motor ist gut, Präzisionsarbeit erster Qualität, er ist aber heikel und viel empfindlicher als amerikanische Maschinen gleicher Klasse. Für sein protziges Aussehen fehlt es ihm auch an der notwendigen Schnelligkeitsentwicklung beim Start. Die PS. sind für das Gesamtgewicht zu knapp bemessen, kurzum, zu wenig Rasse für all den Glanz.

Wie der Reiter mit seinem Pferd, so verwächst heute im modernen Verkehrsleben der Wagenlenker mit seinem Vehikel. In den Wartestunden kommen einem hundert Dinge in den Sinn. Wie könnte man dies oder jenes noch verbessern, noch exakter einstellen oder anziehen. Schließlich hat man mit Motoren seine Erfahrungen, sei es nun mit Zündverteiler, Vergaser, Ölpumpe oder der elektrischen Anlage. Die Sucht, irgend etwas in Ordnung zu bringen, etwas nachzustellen und den Wagen nach Mängeln abzutasten, hat zufällig, sagen wir durch glücklichen Zufall, oft zeitraubende Pannen und Verkehrsunfälle erspart.

So finde ich heute, während einer kurzen Reisepause auf einer Großtour vor dem Hotel «Russischer Hof» in Ulm an der Donau, bei einer solchen Revision einen Nagel in einem Vorderreifen. Er ist beinahe durchs Mantelgewebe eingedrungen. Solche Punktierungen in einem Vorderreifen haben auch schon, speziell bei hohen Geschwindigkeiten, ein Reifenplatzen verursacht. Wahrhaftig nichts Ergötzliches, denn ein flacher Vorderreifen führt bei hohen Touren zum tragischen Unfall. Es kommt aber auch vor, daß man mit diesem Visitieren gar oft etwas verkehrt macht und sich dann beim Weiterfahren einige Stunden heimlich ärgern kann, bis dann der ersehnte Halt geboten wird, wo die Sache wieder eingerenkt wird.

Eine Sorte von Literatur, die diese Auslandsdeutschen jeweils mit großem Eifer lasen, war «Der Deutsche im Auslande», ein Presseprodukt der deutschen Arbeitsfront. Hier fand sich gerade im ersten Juniheft eine Fülle von aufpeitschender Propaganda, beweisend, wie systematisch man die lauesten Auslandsdeutschen zu sprühenden Fanatikern erzieht; hier nur einige Stellen:

«Das Volk, heute Ausgangspunkt und Ziel allen politischen und

wirtschaftlichen Geschehens in Deutschland, ist der Willkür dynamischen und kapitalistischen Interessenspiels vollkommen entzogen. Unter der Führung einer starken Regierung arbeiten Mann für Mann an dem großen Ziele, ein freies Volk auf freier Scholle glücklich und lebensstark zu machen. Keiner soll überflüssig und verlassen sein. Keiner den Wanderstab zum harten Gang über die Grenze ergreifen müssen. Diese Selbstbesinnung des im Reich zusammengeschlossenen Volkes, sein hoher Gedankenflug und Zukunftsglaube sind aber zugleich das wertvollste Geschenk an die Millionen Volksgenossen jenseits der Grenzen. Denn was vermöchte die in der Ferne lebenden Kinder mehr zu erfreuen, glücklicher und erfolgreicher zu machen, als das stolze Bewußtsein, einer geachteten und lebenstüchtigen Familie anzugehören? Das ist es ja auch, was die in fremden Ländern um ihren Beistand ringenden deutschen Volksgruppen vom Reich erwarten: sie verlangen nicht Almosen und billiges Mitleid, sondern streben nach schöpferischer Eigenleistung aus dem Geiste eines stolzen und selbstbewußten Volkstums. Das Reich ist die Kraftquelle zur geistigen und seelischen Wiedergeburt aller Deutschen . . .»

«. . . Wie überall, wo die zur unumschränkten Macht gelangte Bewegung aufzuräumen und aufzurichten hatte, sind auch hier die Mittel und Wege einfach und klar, wenn auch zuweilen hart, und entbehren so gänzlich der Illusionen, mit denen früher — selbst im Weimarer Staate — ein aussichtsloser und deshalb schädlicher Hundertmillionenvolk-Patriotismus wachgehalten wurde. Dieser Patriotismus war so recht nach dem Geschmack politischer Schwärmer, die in der Tatsache, daß jenseits der Reichsgrenzen ein Drittel des deutschen Volkes lebt, eine Art heimliches Imperium sahen. Dieser Patriotismus beschäftigte eine Unzahl «Führerpersönlichkeiten» diesseits und jenseits der Reichsgrenzen, welche durch Kongresse und Auslandsreisen die bekannten Belange wahrnahmen, und gab kulturbesessenen Volkstänzern Gelegenheit, auf «Auslandsbeziehungen» stolz zu sein. Die Folge davon war schließlich, daß ein mit politischen Illusionen und reichsdeutscher Patentkultur bepäppeltes Auslandsdeutschtum das Reich als «guten Onkel» ansehen lernte. Der gute

Onkel mußte helfen, wenn das rauhe Schicksal der Fremde unbequem oder unerträglich wurde . . .»

Solche geistige Nahrung paßt diesen Auslandsdeutschen. Es wäre schade um das Papier, den ganzen Artikel dieses nationalsozialistischen Federfuchses G. S. wiederzugeben. Diese wenigen Zeilen sollten genügen, um jedem nüchtern denkenden Demokraten, nach Betrachtung der tatsächlichen Verhältnisse im heutigen Reich, sich mit Ekel davon abzuwenden.

Deutschland sei dem kapitalistischen Interessenspiel vollkommen entzogen? Diese nationalsozialistische Gebarung soll zu einem freien Volk auf freier Scholle führen? Keiner soll sich verlassen fühlen? Alles fade Versprechungen, Verdrehungen und Täuschungen, die das Gehirn vernebeln.

22. Mai 1936. — Auf der Fahrt zwischen Hof und Schleitz überholen wir eine Kolonne der Hitler-Jugend. Die Burschen haben die Auslandsnummer entdeckt und rufen dem langsam vorübergleitenden Wagen oder vielmehr dessen Insassen Schmähworte, wie Saujuden, bolschewistische Schweine usw. usw. zu. Eine schöne Begrüßung zum Wochenbeginn.

In meiner mageren Freizeit bei Aufenthalten in Deutschland wird immer von den R. genau ausgeforscht, was ich mit den Leuten gesprochen und wo ich mich aufgehalten habe. Das Sprechen muß man in diesem Lande fast ausschließlich den Deutschen überlassen. Diese Frage kann ich also prompt beantworten. Über meinen nächtlichen Aufenthalt in den deutschen Städten überzeuge ich meinen Chef, daß ich mich ausruhte, zuvor aber die Maschine revidierte und die anbefohlenen morgigen Reisestrecken nach der Verkehrskarte studierte. Es kann aber vorkommen, daß beispielsweise in meiner angewiesenen Herberge in W., Thüringen, wenn ich abends noch bei den Wirtsleuten in der Küche sitze, dieser Herr R. urplötzlich hereinstürmt, sich mit einem lächerlichen Vorwand entschuldigt und wieder verschwindet. In ihrem krankhaften Mißtrauen wollen die Leute stets wissen, mit wem man verkehrt.

23. Mai 1936. — Man ist in dieser unwirtlichen, regnerischen Nacht auf einem preußischen Rittergut in K. Ein Konsortium von Fabrikanten der Textilbranche feiert hier ein großes Tauffest. Wir sind unserer drei Privatchauffeure beieinander. Die Obermamsel weist uns ein spezielles Gemach zu. Es ist ein gewölbter, kellerartiger Raum, wie sie früher in diesen schloßähnlichen Bauten den Torhütern angewiesen wurden.

Meine zwei Kollegen sind, wie ich dies früher schon bei kurzen Begegnungen bemerkt habe, nicht besonders zuverlässige Stützen des neuen Regimes. Aus dem Festsaal tönt zuweilen, bei offener Türe, ein verwirrender Lärm und ein sinnloses Gekreische herüber. Der Rheinwein hat bereits die gewünschte Stimmung hervorgerufen. Nach Mitternacht verschließen wir die schwere eichene Türe unseres Raumes von innen, um in unseren vertraulichen Gesprächen nicht belauscht oder gestört zu werden. Den allfälligen Verbindungsdienst zwischen unseren Herrschaften besorgt die dazu instruierte Obermamsel mittelst einer Zugglocke.

Wir sind nun völlig unter uns. Kollege W. aus Köln erzählt u. a., er habe den Weltkrieg als Fahrer an der Isonzofront und vor Paris in der deutschen Armee mitgemacht. In Frankreich war er dem Stabe des Generalfeldmarschalls von Moltke zugeteilt. Zwei Fahrzeuge wurden ihm zusammengeschossen. Auf dem strapaziösen Rückzug im Jahre 1918 wurde er zweimal verwundet und erreichte schließlich Frankfurt a. M. zu Fuß. Nach den inneren Kämpfen der Nachkriegszeit hat er dann in der Nähe von Köln eine Gaststätte erworben und in wenigen Jahren zu einem vielbesuchten Ausflugsziel am Rhein ausgebaut.

Politik war eine Sache, von der sich W. möglichst fernhielt. Er gehörte nie einer Partei an. Seit 1933 wehte aber ein neuer Wind über deutschen Landen. Die Drohung: «Willst du nicht mein Bruder sein, so schlag ich dir den Schädel ein», wurde zur Binsenwahrheit. Dies bekam unser Kamerad W. sehr merklich zu spüren. Parteigewaltige begannen sich um seinen Besitz zu interessieren. W. konnte sich auch unter schärfstem Druck nicht dazu entscheiden, sich der

Partei oder einer ihrer Organisationen einzuordnen. Dies hatte dann auch seinen geschäftlichen Ruin zur Folge. Mit allen möglichen Mitteln wurde nun seiner Existenz zu Leibe gerückt. Indirekter Boykott und radikale wirtschaftliche Maßnahmen versetzten dem aufblühenden Betrieb den Todesstoß. Er wurde in den Bankerott getrieben. Wegen angeblicher Äußerung staatsfeindlicher Bemerkungen mußte er zudem einige Monate Haft absitzen. Doch dies war noch nicht genug des grausamen Spieles. Das Opfer, das einmal in diese Teufelsklauen gerät, wird nicht mehr so schnell freigelassen. Es wird immer wieder eine kleine Strecke freigelassen, wieder eingefangen und gequält, bis es von der Bestie in einem blutrünstigen Anfall zerfleischt wird. Heute muß sich unser Kamerad W. immer noch allwöchentlich bei der Polizei melden, er ist aber der Auffassung, daß er bald wieder eingezogen wird. Er ist gelernter Automechaniker, erfahrener Chauffeur und verdient heute seinen kärglichen Unterhalt als Aushilfs-Chauffeur im Überlandverkehr bei kurzbefristeten Dienstaufträgen. Unter den jetzigen Machthabern wird er also so oder so ein gehetzter und geächteter Mann bleiben. Seine ehemalige Gaststätte am Rhein ist nun in den Händen eines hohen Parteifunktionärs!

Nachtrag: In den folgenden Jahren, während ich noch Deutschland bereiste, versuchte ich wiederholt, durch Post Verbindung mit W. herzustellen. Es war umsonst. Ein Fahrer, den ich Anno 1938 dann in Wiesbaden traf, ein Nazi, kannte W. und sagte mir, daß er wieder seit vielen Monaten zurück-«versorgt» worden sei!

24. Mai 1936. — Auf der Strecke Saalfelden-Lichtenfels, nach der Kurve bei Kronach, am linken Ufer der Haßlach, gibt's heute Vorfahrschwierigkeiten. Wir haben an eine lange Kette von Personenautos aufgeholt. Es ist drückend heiß, der Asphalt kreischt unter den emsigen Rädern. Trotz Ängstlichkeit und Furcht drängen und zwängen mich die R.s auch bei heiklen Situationen in ihrer Aufgeregtheit immer wieder zum Vorfahren. Jede Gelegenheit im Unterbruch des dichten Gegenverkehrs ausnützend, wird nun ein Fahrzeug nach dem anderen «abgehängt». Dieser Vorgang geht offenbar dem tempera-

mentvollen R. zu langsam. Er schreit mich an, er schreit in unvernünftiger Weise die anderen Wagenlenker an. Warten und Tee trinken, denke ich zu mir selbst, man darf sich nicht ins Boxhorn jagen lassen. Stumm und unentwegt muß man geduldig in Kurven und, bei Gegenverkehr, in der Kolonne der kleinen Wagen fahren. Irgendwo kommt dann wieder eine Öffnung, dann jagt man den kraftvollen «Mercedes» nach vorn, und das Drama ist wieder vorbei. Es sind spannende Augenblicke für den Schnell- und Fernfahrer, die jedoch an Herz und Nerven nicht spurlos vorübergehen.

Von Ansbach in Bayern herkommend, durchqueren wir bei einem stimmungsvollen Sonnenuntergang eine malerische Wald- und Hügellandschaft. Es sind zur Abwechslung stille, beinahe unbelebte und schön ausgebaute Fahrbahnen. Wir befinden uns zwischen Aalen und Dinkelsbühl. Es ist wahrhaft erstaunlich, wie wenig Uniformierte entlang dieser Straße zu sehen sind. Man wähnt sich eher außerhalb des Dritten Reiches.

Ein Hausspruch lautet, daß man den Tag nicht vor dem Abend loben soll. Als ich in Aalen etwas spät in der Hotelgarage die Maschine für den kommenden Tag revidiere und den Motor abhorche, steht urplötzlich ein SS-Mann neben mir, grüßt mich mit einem strammen «Heil Hitler» und frägt mich über Wohin und Woher. Als ich ihm die Ausweispapiere vorgewiesen habe, will er zu guter Letzt noch wissen, was ich in den Fächern und Taschen für Schriftenmaterial verstaut habe. Es sind ausnahmslos internationale Verkehrskarten und nationalsozialistische Zeitungen. Er findet kein verdächtiges oder belastendes Material und entfernt sich wieder mit einem enttäuschten Gesicht.

Nicht der hohe Grad von Bildung bei diesen Reichen, nicht Charakter, Persönlichkeit und Intelligenz, nicht aufrichtige Freundschaft und Zuneigung zieht die Menschen in ihre Gesellschaftssphäre, sondern die Allmacht des Geldes, des großen Geldsackes. Für gewisse Kreaturen hat dies eine magische Wirkung. Freundschaften und Bekanntschaften werden auf diese Weise, durch Geschenke, Geldspenden, Gratis-Autofahrten und Almosen angebahnt. Im stillen muß ich

all denen von Herzen beipflichten, die mit echter schweizerischer Unbezwingbarkeit und einer beharrlichen persönlichen Unabhängigkeitsliebe diese naiven, durchsichtigen Werbungen abweisen.

Das leidliche «draußen ist es besser», eine indirekte Propaganda, nimmt stets einen großen Teil der Unterhaltung ein. Da hat man beispielsweise bessere Frühstückssemmeln, bessere Geburtstagskuchen, Karpfen, Stollen, ja sogar bessere Butter, Fleisch, Kartoffeln uw. usw. Draußen kommt zudem der Herr Pfarrer zum Kaffeekränzchen, die Nachbarn und Bekannten sprechen fast täglich vor, um sich um das Wohlbefinden der Herrschaft zu erkundigen. Die Menschen draußen sind einfach lieb, sehr höflich und aufmerksam.

In Wirklichkeit haben die berühmten Semmeln im heutigen Deutschland dann und wann Sandkörner als Zutat beigegeben, die einem unliebsam zwischen die Zähne geraten. Die gekauften Kuchen haben einen faden Geschmack, Karpfengerichte sind bei uns eher fremd, doch jedermann weiß, daß der Karpf ein Schlammfisch ist. Wir haben ja unsere Forellen. Aber auch unsere Alpenbutter ist bei ehrbaren Schweizergästen sehr hoch im Kurs. Unsere Kartoffeln sind vielleicht auch weniger wässerig als diejenigen des Dritten Reiches. Den Herrn Pfarrer von «draußen» sieht man sehr selten auf der Straße; gute Pfarrer wurden ja im Thüringischen von Angehörigen der Hitler-Jugend am hellen lichten Tage gesteinigt. Für die Kaffeekränzchen sind wohl die Herren Pastoren der lutherischen Kirche eher zu haben, wohlverstanden, nur die, welche dem Regime als Stützen dienen. Die Buhlerei um die lieben Nachbarn und Bekannten muß man «draußen» mit den gleichen Tricken betreiben, wie es die R. hier tun.

Wo immer sich Reichtum und große Aufmachung zeigt, sammeln sich auch alsbald Schmarotzer und anderes Pack. Mit Schönrednerei, Liebedienerei und allerlei raffinierten Heucheleien, Intrigen und Schikanen wird ein Plätzchen an der Sonne erkämpft. So ist es auch hier. Es scheint, daß sich Neureiche besonders geehrt, geschmeichelt und besonders umkost fühlen inmitten dieses sonderbaren Konjunkturgeschmeißes.

Da günstelt zum Beispiel eine hochmoderne Dame aus dem Balkan, eine Anhängerin des Führers, seit einiger Zeit in sehr liebenswürdiger Weise um die Madame. Sie weiß von vielen Dingen zu berichten, und wirkt so quasi als instruktive Hofdame, um den R.s gewisse gesellschaftliche Tricks, Hofmanieren und aristokratisches Benehmen beizubringen.

7. Juni 1936. — Von Mütterlichkeit und elterlicher Autorität kann bei diesen R. in ihrem Verhältnis zu den Kindern nicht gesprochen werden. Wohlstand und Überfluß haben solche Zärtlichkeiten längst abgedrängt. Ist man nervös und schlecht gelaunt, so wird geprügelt. Oft muß ich den Wagen anhalten, daß solche Züchtigungen vorgenommen werden können. Ansonst kümmert man sich kaum um den Nachwuchs. Die Mädchen, zwei halbwüchsige Frechdachsen, kommen und gehen ohnehin, wann und wo sie wollen, denn sie haben dem Ausspruch mütterlicherseits, wir haben's ja gar nicht nötig, buchstäblich nachgelebt.

Gar oft verulken diese Nationalsozialisten und deren Nachwuchs unter sich die ansässige Bevölkerung. Die R.-Kinder machen auf Reisen hin und wieder abschätzige Bemerkungen über unsere Truppen.

14. Juni 1936. — Mehr und mehr ist es erforderlich, daß man sich als Schweizer, wenn man ein solcher bleiben will, in den Pausen und Zwischenzeiten auf Reisen und Touren, von den R. distanziert. Gesprächsthemata und Bräuche, sowie die vollständig individuelle Beschlagnahme, das Schulmeistern, wenn man ausruhen sollte, sind wahrhaftig keine Erholung.

Ein Parteiuniformierter, ein SS, pumpt mich heute in Friedrichshafen beim Mittagessen um einige Mark an. Der Mann ist stark angetrunken. Als er nichts bekommt und in meiner Aussprache den Schweizer erkennt, macht er eine einsteckende Handbewegung zur Hosentasche.

«Na, kleine Schweiz», lallt er.

«Klein aber fein», gebe ich ihm zurück!

Der Kontrast zwischen den R.s und den übrigen Anwohnern des Quartiers ist auffallend. Einmal ist es der verschwenderische Aufwand dieser Familie, der sich womöglich absichtlich vor aller Augen und Ohren kundtut. Die große, prunkvolle Villa inmitten der bescheidenen Bauten vertieft den Unterschied noch weiter. Warum mußten diese Neureichen gerade in einem von Beamten und Angestellten bewohnten Quartier ihren Wohnsitz errichten? Etwa daß man täglich bequem vom Balkon des Hauses oder über die Hecken den Nachbarn und Vorübergehenden Bericht erstatten kann, wie reichlich man gefrühstückt habe, was für Kuchen nun nach bewährtem Auslandsrezept gebacken werden? Daß man fast Unbekannte ins Haus hineinzerrt, um ihnen die Pracht und Bequemlichkeit, den Luxus der Möblierung zeigen zu können, um sich mit Hochgenuß all das Lob und das Bestaunen mitanzuhören und mitanzuschen? Der hochelegante Reisewagen mit all dem vielen Glas und der spiegelnden Karosserie, der gar oft wie ein geschniegelter Fettwanst den Vorüberfahrenden die Straße einengt, ist auch ein weiterer Gegensatz. Ihren Herrensitz irgendwo allein auf einen anmutigen Hügel zu bauen, wo sie exklusiv unter sich gewesen wären, war den R.s zu langweilig. Sie mußten an einen Ort, wo sie jederzeit mit eigenen Ohren und eigenen Augen konstatieren konnten, wie sie bewundert und beneidet werden.

Die R.-Kinder sprechen den Schweizer Dialekt, wenn sie aber gehässig werden, und dies geschieht oft, dann schwafeln sie herausfordernd ihre Entgegnungen in thüringischer Mundart. Aus solchen hitzigen Kontroversen ersieht man dann, wie geringschätzig bereits die R.-Nachkommenschaft über die Schweiz und uns Schweizer denkt. Die Eltern finden es unter ihrer Würde, obschon sie ihren Reichtum den Einwohnern unseres Landes zu verdanken haben, die Schweizer Mundart zu gebrauchen. So kann es etwa vorkommen, daß sie von unseren Leuten mißverstanden werden, was dann für sie eine große Kränkung bedeutet. Nicht einmal deutsch versteht man hier, wird sodann gemeckert.

ERSTER HALT IM BERCHTESGADENER GEBIET

1. August 1936. — Heute besuchen wir Berchtesgaden, wohnen aber im benachbarten Kurort Bad Reichenhall. Im Hotel heißt es, daß R. beim Führer auf dem Obersalzberg um einen Besuch nachgesucht habe. Einige Tage später hat er dann auch selbst verlauten lassen, daß er beim Führer gewesen sei.

Herr Hitler hat wahrhaftig eine reizende Berggegend für seine ständige Residenz auserwählt. Berge, Seen, Wälder, Gletscher, Flüsse und lärmende Bergbäche sind hier auf engem Raum harmonisch zusammengedrängt. Kurz vor dem Anstieg zum Obersalzberg ist sogar ein Salzbergwerk seit Generationen in Betrieb. Bei einer Besichtigung desselben gewahre ich im tiefen Schächte- und Stollengewirr an einer Hauptkreuzung der Förderbahn ein großes beleuchtetes Hakenkreuz. Nicht weit vom Hauptportal hat man einen vollen Blick auf das Führerhaus am Berg oben. Täglich pilgern hier Hunderte KdF-Leute heraus, um ihre Kraft-durch-Freude-Blicke sehnsüchtig nach diesem braun-weißen Gebäude zu lenken. Jugendliche Fanatiker — solche findet man in dieser Gegend eine ganze Menge, dabei kann schon ein Anflug von Wahnsinn bemerkt werden — versuchen zuweilen, den «heiligen Berg» zu erzwingen. Doch, o weh, die wachsame Totenkopf-SS, des Führers Leibwache, verhindert ein weiteres Vordringen zum «Heiligtum». Die auf Leben und Tod mit dem Führer durch Eid verbundenen modernen Prätorianer verstehen keinen Spaß. Widerspenstige Jungen werden mit dem Gummiknüttel den Berg wieder hinuntergetrieben.

Selbstverständlich wissen diese hitlerischen Landsknechte ganz genau, daß nicht alle Menschen, die den Obersalzberg hinaufpilgern wollen, eine einwandfreie und aufrichtige nationalsozialistische Gesinnung unter ihrem Wams tragen. So erzählte mir mein Kollege B., ein gutorientierter Taxichauffeur, nach zuverlässigen Beobachtungen seien letzten Sommer einige Dutzend geladene und ungeladene Wallfahrer nach dem heiligen Berg gepilgert, von denen man weiter gar nichts mehr hörte. — Verschwunden! Nun noch etwas über diese auserlesensten der Auserlesenen SS-Wachen. Das finstere, verschlossene Wesen, die harten Gesichtszüge, das protzige Auftreten, die tiefschwarze Uniform mit den unheimlichen Symbolen des Totenkopfes, die stete Bewaffnung und eine gewisse Atmosphäre der Unnahbarkeit stempeln diese jungen, herkulischen Gestalten zu unzweideutigen modernen Henkersknechten. Kollege B., der ein Oberbayer ist, nennt diese Burschen Galgenbonzen.

Mein neuer Freund ist also gut orientiert. Er weiß zu berichten, daß droben hinter dem Führerhaus eine neue SS-Kaserne gebaut wird, daß man auch dabei sei, weiter oben eine Felsenfestung zu bauen; sie nennen dies einen Adlerhorst. An diesem Bau ist ein Schweizer, der in Reichenhall wohnt, bei Tiefbauarbeiten beteiligt. Sein Name ist Mächler. Eine weitere Schweizerfamilie betreibe ein Spitzenwarengeschäft. Außerdem ist B. mit einem Mädchen befreundet, das herzliche Beziehungen mit Mitgliedern der Führerleibwache unterhält. Den Leibchauffeur des Reichskanzlers, Schreck, kennt sie sogar sehr gut.

Bei einem Abendkonzert im Kurgarten sehe ich den deutschen Exkronprinzen unter den Zuhörern; auch er ist bekehrt und trägt ein Parteiabzeichen.

Für die Sängerin Erna Sack ist es Hochkonjunktur geworden. Sie erntet nun Abend für Abend im vollbesetzten Opernhaus wahre Beifallsstürme. Die großen und kleinen Bonzen des Systems, die bis zu fünfzigtausend pro Tag aus allen Gauen und aus dem Ausland in dieses Gebirgstal ein- und ausströmen, sind auch bei Erna Sack dankbare Zuhörer.

Für den Ausländer, der sich nicht des Hitlergrußes bedient, gibt es zahlreiche Maßregelungen und Schikanen. Bei Kommissionen auf der Post, auf der Bank, am Bahnschalter, bei gewissen, ganz dem

Führer ergebenen Geschäftsinhabern, wird man speziell lange stehengelassen und hat dann erst noch eine eindringliche Predigt über das anständige Grüßen im Dritten Reiche über sich ergehen zu lassen.

Natürlich wimmelt es in diesem inneren Hoheitsgebiet von Spitzeln und Zuträgern der Gestapo. Unter den Uniformierten sind es wohl die Angehörigen der Wehrmacht — hier befindet sich eine große Garnison der Gebirgsinfanterie —, mit denen man am besten und vernünftigsten verkehren kann.

Zusammenfassend war mein erster Aufenthalt im Berchtesgadener Gebiet mit Eindrücken, Begebenheiten, Aufklärnngen, Informationen und gefährlichen Verbindungen erfüllt. Jede Stunde, die mir zur Verfügung stand, und es gab leider deren nur wenige, waren diesem fiebernden, jagenden und lärmenden Nervenzentrum, der innersten Linie, gewidmet. Gar oft schlief ich kaum eine Stunde des Nachts und kämpfte andern Tags bei Touren auf der Autobahn, diesem eintönigen Verkehrsweg, ständig gegen den anrückenden Schlaf. Unvergeßlich in dieser verlockenden Hölle, Menschen zu finden, noch leibhaftige Menschen, die verbissen, völlig maskiert gegen diese teuflische Unterwelt kämpfen. Die SS-Schnüffel und die Gestapo-Männer wähnen sich ja in allem bewandert und durch. Sie haben aber vor lauter Schlauheit nicht alle Räumlichkeiten des Hotels «Axelmannstein», der «Schwabenbräu», der Garage Geschwister Schön und eines Geschäftslokales in der Nähe des «Deutschen Kaisers» zur richtigen Zeit inspiziert. Denn, nur deswegen sind noch einige Menschen mehr unter den Lebenden.

14. August 1936. — Bei der schweizerischen Zollabfertigung am Kreuzlinger Tor benimmt sich die Madame R. sowie ihre Klatschfreundin F. gegen den diensttuenden Schweizer Grenzer absonderlich herausfordernd. Dies hatte dann eine genauere Durchsuchung des Gepäckes zur Folge. Es mußten mitgeführte Waren verzollt werden. Auf der Heimreise weinten diese gekränkten Frauen vor Wut und schimpften gehörig über den frechen Schweizer Zoll.

Mehr und mehr leben diese verwöhnten Leute in einer willkürlichen Scheinwelt. Sie wollen die Wirklichkeit, die Wahrheit, gar nicht wissen. Sie befragen Leute um ihre Ansichten, die sich größtenteils in ihren direkten oder indirekten Diensten befinden, ihnen also gewissermaßen hörig sind. Hier kann man ja mit Sicherheit auf eine genehme und bequeme Antwort rechnen. Man lebt also in einer Art gewollter Täuschung.

Dienstboten hält man weniger um der Arbeit willen, als, um sie zu regieren und mit ihnen zu zanken. Eine Rechtfertigung wird als frecher Widerspruch ausgelegt. Immer mißtrauisch, werden diese Mädchen auch in ihrer Freizeit meist von den Kindern begleitet oder besser gesagt beschattet. Wer immer «ja, ja» sagt, Deutschland lobt, Hitler rühmt, seine freie Zeit bei den Herrschaften verbringt, die Schönrednerei und das Lächeln versteht, wird lange bleiben . . .

14. August 1936. — Auf einer Fahrt vom deutschen Bodenseegebiet südwärts haben wir heute wiederum Gäste im Wagen. Es ist dies die schon früher erwähnte Gesellschaftsdame aus dem Balkan, und ihr Mann. Bei der Durchfahrt durch Bregenz und Feldkirch wird beim Vorüberfahren Deutschen ein zuversichtliches «Heil Hitler» zugerufen. Es müssen also von den Nazi-Pionieren für Österreich schon allerlei Anbahnungen in die Wege geleitet sein.

31. August 1936. — Frühmorgens um sechs Uhr haben wir bereits die Schweizergrenze und die im Frühschein liegenden Berge hinter uns. Es geht auf eine Großtour. Herr R. ist heute nicht dabei. Als einzige Passagiere sitzen die Madame und ihre Klatschfreundin im Wagen. Nun geht es in forschem Tempo bei prächtigem Wetter über Ulm-Nürnberg-Bayreuth nach Ölsnitz an der tschechischen Grenze. Hier wird die Freundin von ihren Eltern empfangen. Nach kurzer Rast geht es weiter nach Thüringen. Die «Gnädige» will noch heute abend ihr Heimatdorf erreichen. Über 500 Kilometer sind schon hinter uns, seit wir am Morgen den Rhein bei Buchs überquert haben. Es ist tiefe Nacht geworden. Nun taste ich auf einer mir unbekannten Route mit verhaltenem Tempo den Weg aus dem Vogtland

in die Ebene hinaus. Die Frau R., die nun allein im Hinterwagen sitzt, wird unruhig. Es geht ihr zu langsam. Sie glaubt, ich hätte mich verfahren. Einmal schreit sie, wir wären ja an der holländischen Grenze. «Da könnte ja ein Roß lachen», geht es mir durch den Sinn. Ja, da kann man sagen: Geographie schwach. Holland ist ja einige hundert Kilometer westlich. Wir flitzen durch einen langen Wald. Die Frau beginnt nun wieder zu rufen und zu lamentieren. Meine Gedanken beschäftigen sich mit der Straße. Irgendwo da vorn muß nun bald eine Straßengabelung kommen. Der Wald liegt nun schon Kilometer hinter uns. Von Zeit zu Zeit rufe ich der Frau zu, es sei alles in Ordnung, sie soll nur beruhigt sein, wir kommen schon noch nach Thüringen. Vorn blitzen jetzt die Signallichter eines Militärflugplatzes aus dem tiefen Dunkel der Nacht. Nun ist auch die gesuchte Straßengabelung da. Die Lichtflut blendet, ich muß anhalten, um die Schilderung am Wegweiser zu lesen. Eine Wache schreitet aus dem Dunkel. Der Soldat schaut zuerst alarmierend auf die Schweizernummer am Wagen. Dann lächelt er plötzlich. Ob wir auch Schweizerstumpen mitgebracht haben, frägt er. Als eifriger Raucher habe ich immer welche, insbesondere auf den Deutschlandfahrten, bei mir; man weiß nie, wen man mit diesem begehrten Rauchartikel beglücken kann. Ich reiche ihm nun einige dieser Stumpen, die er mit einem freudigen Grinsen zu sich steckt. Er gibt mir nun erschöpfende Auskunft über Distanzen und Wegrichtung. Soviel hörte ich noch keinen deutschen Soldaten auf Wache sprechen. Erstaunlich, denke ich. Im Bereich der Fluganlage soll ich nicht mehr anhalten. Auf der Weiterfahrt beginnt die Frau wieder zu rufen und zu schreien. Es rückt auf Mitternacht. Beim Städtchen Weide erreichen wir eine altbekannte Straßenführung. Schlag Mitternacht erreiche ich den Bauernhof in W., das Endziel einer Siebenhundert-Kilometer-Fahrt. Trotz Müdigkeit und Erschöpfung kann ich noch lange nicht schlafen. Die Nerven lassen noch keine Ruhe aufkommen. Man ist immer noch am Vorfahren, am Ausweichen, man drückt auf die Bremsen, gibt Gas und schaut nach Wegweisern aus.

4. September 1936. — An der Bahnhofstraße in Plauen komme ich heute bei der Mittagsrast ins Gespräch mit einem Taxichauffeur. Oh es wahr sei, daß ein Schweizer den Gauleiter Gustloff getötet habe, ob denn diese Schweizerjuden keine Furcht vor einem etwaigen Konflikt mit Deutschland hätten?

5. September 1936. — Beim Stationieren an einer Hauptdurchgangsstraße in der Stadt Gera fragen mich zwei schulpflichtige, gwundrige Knaben, wie man in der Schweizersprache «Heil Hitler» sage. Der Schalk neckte mich. «Hau's in Chübel», gab ich kurz entschlossen zurück. Die zwei Jungen, in der Meinung, ihr bescheidenes Wissen sprachlich erweitert zu haben, stellten sich nun an die naheliegende Reichsstraße und grüßten keck die Vorübergehenden mit ausgestrecktem Arm und den Worten: «Hau's in Chübel.»

Nach einem elfjährigen Aufenthalt in Amerika, wo ich auch nahezu eine halbe Million Kilometer zwischen New York und San Franzisko und zwischen Chicago und Miami absolvierte, kommt es einem in diesem neureichen Milieu vorerst recht sonderbar vor.

Obschon kein einziges Familienglied weder vom Fahren, noch vom Mechanismus des Motors etwas versteht, so wird doch ständig etwas ausgesetzt. Fährt man außerorts ein schnitziges Tempo, so wird man ängstlich, man sei ja nicht auf der Rennpiste. Fährt man bei Hindernissen und innerorts mit niedrigen Touren, so heißt es, das sei eine Bummelei. Schaltet man am Berg, so wird behauptet, der Motor könne dies im direkten Gang machen. Wird ein Stop aus Sicherheitsgründen gerissen, so heißt es, man fahre rücksichtslos.

7. September 1936. — Heute geht's auf kurvenreichen Straßen durch eine prachtvolle, frühherbstliche Landschaft. Es geht dem Süden, der Heimat zu. Die Stimmung der Mitfahrer ist nicht die rosigste. Man hat sich gestern abend im Bad Mergentheim arg gezankt.

Abgeerntete, gelblich leuchtende Felder stehen zur Rechten und fruchtbeladene Obstgärten zur Linken. Dunkle, schattige Wälder hier und grüne, saftige Wiesen dort. Bauern arbeiten auf Äckern und

Wiesen, Parteiuniformierte zirkulieren hin und wieder, auf Rädern, zu Fuß oder im Auto. Die Partei ist ein großer Apparat, sie ist der Staat. Ein Bauer sagte mir einmal: «Die von der Partei, das sind unsere neuen Landvögte.» An den durch die Dörfer führenden Straßen spielen viele bleiche, unfrohe Kinder. Selten sieht man jemanden lachen; es gibt also trotz den vielen paradiesischen Sachen, die Auslandsdeutsche erzählen, wenig zu lachen. Die Zeiten sind grimmig.

Oft grüßen Kinder und Erwachsene den durchfahrenden Wagen mit stoischer Miene, mit dem deutschen Gruß. Sie vermuten einen Parteigewaltigen. Im heutigen Deutschland fahren nämlich ausschließlich Parteigrößen in solch pomphaften Wagen im Lande herum. Viele grüßen aus Furcht, andere aus Parteifanatismus, wieder andere haben bereits die Auslandsnummer entdeckt und grüßen den Ausländer aus propagandistischen Erwägungen.

Der Mann an meiner Seite macht nun seiner mißlichen Laune durch Heruntermachen der Amerikaner Luft.

Vorn wird die Straße plötzlich durch feldgraue Gestalten belebt. Wir fahren mit großen Zeitverlusten durch ein Manövergebiet der deutschen Wehrmacht. Motorisierte Maschinengewehr-Kolonnen, Flak-Abteilungen, Meldetauben-Trupps und Scheinwerfer-Detachemente flankieren die Straße. Schwere Geschütze mit vermummten Mündungen stehen in einem Buchengehölz. Direkte Straßen werden gesperrt, wir müssen umfahren. Wagen mit Stabsoffizieren und Signalgruppen rasen an uns vorüber. Endlich ist das Verkehrshindernis überwunden und der Patron fällt mit neuem Mut über seine verhaßten Amerikaner her. Was soll man tun? Pflichtet man bei, so ist es Selbstbetrug. Macht man Opposition und sagt seine Meinung, so heißt es, man sei frech, und ist beleidigt. Schweigt man, so wird dies als eine Unhöflichkeit aufgefaßt. Für diesen R. sind nun einmal die Yankees Parias in gewissem Sinne, verjudet und mit importierten Verbrechern und Farbigen vermischt. Alles nach der Tonleiter des Herrn Joseph Goebbels. Wer aber wirklich die Vereinigten Staaten erlebt hat und nach objektiven Grundsätzen der Wahrheit gemäß urteilt, muß mit Empörung und gerechtem Zorne solche Verleumdungen zurückweisen.

22. September 1936. — Vor Jahresfrist wurde man als Chauffeur eingestellt. Da hieß es, das Fahren und die Pflege des Wagens sei Hauptsache. Wenn am Sonntag chauffiert werde, bekomme man spezielle Ruhe- und Freitage. Von der Ruhe und den Freitagen spricht niemand mehr, und Ferienanliegen gelangen zu tauben Ohren.

Die Frau Direktor, vor einigen Jahren noch ein armes, ehrbares, unbekanntes Bauernmädchen, ruft heute im Fieber des Neureichtums mahnend ihren Kindern zu:

«Wir haben dies gar nicht nötig, wir sind ja reich.»

So werden die Mädchen verwöhnt. Ihr Arbeitseifer, ihr Lerneifer wird somit schon früh abgestumpft. «Wir haben viel Geld, wir sind die Reichsten im Orte, wir können uns alles erlauben», so folgern dann die Kinder. Der eigene Wohlstand, der wachsende Reichtum wird dem Tun und Denken immer und immer wieder eingeprägt. Von Intellekt kann man hier kaum sprechen. Letzter und höchster Wunsch ihres Lebens scheint das gute, das beste Essen, ein vorzüglicher Trunk und ein recht lärmender, jahrmarktartiger Zeitvertreib, kurzum, Vergnügungen am laufenden Band. Eine mehr oder weniger mondäne Gesellschaft wird bevorzugt. Gut kleiden und äußerste Bequemlichkeit sind Selbstverständlichkeiten. Wie steht es hier mit der geistigen Nahrung? Nein, nur das nicht, denn solche ist schwer zu verdauen.

Immer mehr benehmen sich diese Herrschaften wie Parvenüs. Wird etwas bezahlt, so zeigt man gern mit gekünstelter Selbstverständlichkeit höhere Geldbeträge. Mit Vorliebe zahlt Herr R. zuweilen nichtige Rechnungen mit einer Tausend-Franken-Note und wird dann sehr ungeduldig, wenn man ihm nicht gleich herausgeben kann.

Hat ein Familienmitglied Geburtstag, so wird das betreffende Datum mit genügend Tonfülle allen abhängigen Kreaturen, den «Mußspendern», beizeiten bekanntgegeben. So startet die Geburtstagspropaganda. Ein solches Geburtstagsfest sinkt dann zu einer mehr oder weniger künstlich aufgebauschten, starren Gesellschaftsangelegenheit herab. Aufrichtige Freundschaft und persönliche Zuneigung kommen hier nur in sehr geringem Maß zur Geltung. Auch hier ersetzt der Geldsack die große Lücke der Intelligenz.

Im Zunehmen sind auch die Einkäufe bei ausländischen Geschäftsinhabern. Der Aufenthalt in den Verkaufsstellen wird viel dazu benützt, um Familienangelegenheiten und seichten Alltagsklatsch vorzubringen. Eine außergewöhnliche, gänzlich persönliche Bedienung beim Einkauf, wird der Qualität der Ware vielfach vorgezogen.

Die scheinbar unhöfliche Art vieler Schweizer in dieser Lokalität wird bedauert. Sie machen diesen Anspruchsvollen wenig Spaß, nur dadurch sei es unmöglich, andauernd leutselig mit ihnen zu verkehren. Der Chef hat die fixe Idee, überall, wo er auftrete, müsse er, so quasi kraft seines Geldes, Ratschläge und Anordnungen erteilen, und seine Ansicht sei dabei allein die richtige.

Launen und Einfälle, Dummheit und Stolz beherrscht ihr Leben. Sie sonnen sich lärmend und voll Übermut in der scheinbaren Gottgeborenheit ihres, im Vergleich zum Arbeitsmann, mühelos neuerworbenen Reichtums. Diese Eigenschaften waren nicht zuletzt mitbestimmend, sich beizeiten in den scheinbaren Schutz des Nationalsozialismus zu begeben.

Reichtum macht schlaff. Der Körper wird immerzu gesättigt und überernährt, damit verliert der Geist seine wohltuende Regsamkeit und fällt in den Zustand eines Halbschlummers. Es wird über Müdigkeit durch Überarbeitung gejammert. Eine Überarbeitung, die nur in der Vorstellung existiert. Es wird über Magenstörungen geklagt, die von Überlastung der Verdauungsorgane herrühren. Die Müdigkeit ist gar oft die Folge der Geistesleere und allgemeinen Trägheit.

22. Oktober 1936. — Auf einer Ausfahrt nach Mitteldeutschland, kurz nach Aalen, entlang dem Flusse Jagst, faßt mich Herr Direktor R. am Arm und schreit mich aufgeregt an, ich hätte mich verfahren, wir seien von der geplanten Route abgekommen. Jawohl, Irren ist menschlich, denke ich, bin aber nicht überzeugt. Nun fahre ich wieder retour zur letzten Kreuzung, die leider keinen Wegweiser aufweist, und befahre die von R. bezeichnete Straße. Es ist bereits dunkel. Die Kilometer häufen sich; ich weiß nun, daß wir uns hier verfahren haben. R. traut nun der Sache auch nicht mehr. In einem Dorfe muß

ich anhalten, allwo ich einen bebrillten alten Herrn, der gerade aus einer Schenke kommt, nach der Crailsheimer Straße frage. Wir hatten uns bös verfahren, oder vielmehr der Herr Direktor. Nun geht es wieder zurück in die alte Fahrtroute, wo wir dann endlich kurz vor Mitternacht in Crailsheim ankommen.

Eine ungemütliche Gaststätte. Der Wirt, ein protziger Bonze in den Dreißiger Jahren, hat mich sofort mißtrauisch aufs Korn genommen, weil ich sein «Heil Hitler» mit einem «Guten Abend» beantwortete. Dies mußte ich bei Tische, dem unfreundlichen Schlafzimmer und bei der Abreise deutlich spüren. Hier wurde ich sozusagen wie ein räudiger Hund behandelt. Froh war ich, daß ich diese ungastliche Stätte hinter mir hatte. Wie ich später von zuverlässigen deutschen Überland-Chauffeuren in Erfahrung brachte, ist dieser Wirt wegen seines gewalttätigen Treibens weitherum gefürchtet. Er ist SS.

25. Oktober 1936. — In Weißenburg, Bayern, frägt mich ein vorübergehender SA-Mann, ob ich Schweizer Juden herumführe, oder ob es ungarische Israeliten seien. Warum denn Juden? frage ich zurück. Ja, er habe diese Leute in einem gegenüberliegenden Geschäft beobachtet. Nur Juden zanken und gestikulieren so, und der Herr sehe einem Juden gleich.

Für den Fernfahrer gilt es als selbstverständlich, daß er während der Fahrt keine Gespräche führt. Man ist ja genug mit der Maschine beschäftigt. Ein leises Quietschen im Chassis, das Pfeifen des Windradriemens oder das Piepsen im Zündverteiler muß bereits beim Auftreten behoben werden, sonst regen sich die Reisenden auf, und die Regenwetterlaune kann sich leicht ins Dramatische steigern. Selbst wenn man aber gar nichts sprechen dürfte, so könnte man die Ohren doch nicht verschließen. Gar oft werden im Wagen Gespräche geführt, die nicht für Schweizerohren bestimmt sind. Man kann aber auch die Augen nicht verschließen, wenn der Wagen in Sicherheit geleitet werden soll. So sieht man zwischendrin Szenen im Rückspiegel, die auch dem ahnungslosesten Schweizer als sehr auffällig und provokatorisch erscheinen. Ergibt es sich aber, daß man auf langen Über-

landfahrten zum unfreiwilligen Zuhörer und Angesprochenen in politischen Themen wird, in Sachen, die mit dem Schweizertum nichts mehr gemein haben, muß es nicht verwundern, daß auch ein Privatchauffeur eine treffende Antwort nach Schweizerart verabfolgen kann.

Das unschweizerische Tun und Treiben dieser Menschen, denen man jahrein, jahraus mit unveränderter Gleichgültigkeit zuhören und zusehen soll, ist unserer Bevölkerung gegenüber eine Beleidigung. Seit dem Herbst 1935 hat man die angebahnten schweizerischen Bekanntschaften allmählich, eine nach der anderen, abgeschüttelt. Die eigens für sich geschaffene Gesellschaftswelt, aus schmarotzenden, ewig flattierenden und scharwänzelnden Neudeutschen und Neuösterreichern, sind der Ersatz. Wahrhaftig ein billiger, schmieriger Ersatz.

30. Oktober 1936. — Wir fahren heute zu zweien. Der Chef ist der einzige Fahrgast. Nach Ulm, auf der Schwäbischen Alb, stoßen wir auf ein Verkehrsunglück. Ich will den Wagen anhalten, um helfend beizustehen, doch der Patron hält mich energisch davon ab. Er preßt die Hände schützend vor die Augen, als wir langsam an der Unglücksszene vorbeigleiten. Ein richtiger Feigling! geht es durch meinen Kopf. Da prahlt man, wieviel Mut im Weltkrieg aufgebracht wurde. In Wahrheit war er hinter der Front und hat seine Schlachten beim Kartoffelschälen in der Nähe einer Gulasch-Kanone geschlagen. Das sind heitere Helden, die bei einem Unglück nicht einmal wissen, was ihre nächste Christenpflicht ist.

Hinter Nürnberg, Richtung Bayreuth, im bewaldeten und öden Hügelgelände der Fränkischen Schweiz, tauchen wir in den Abendstunden in einen dichten Nebel. Eine Kolonne motorisierter Artillerie rastet zur Linken. Der Nebel wird nun dick und zuweilen fast undurchdringlich. Nebellampe und Abblendung vermögen noch knapp den rechten Straßenrand verschwommen aufzuzeigen. Man «kriecht» buchstäblich im ersten Gang dahin. Ein Fußgänger könnte das Tempo nun leicht einhalten. Mein Passagier im Hinterteil des Wagens wird unruhig. Angst und Aufregung haben ihn erfaßt. Er beginnt zu lärmen.

«Mehr rechts fahren! — Halt, halt! Mehr links!! Sie fahren in den Straßengraben! — Hupen Sie doch!» brüllt er in einem fort.

Wenn man allen diesen Kommandos Folge leisten würde, so wäre es mit dem Fahren bald zu Ende.

Hinter uns hat sich bereits eine stattliche Kolonne von Fahrzeugen aller Art gesammelt. Niemand will überholen. Jeder klammert sich ans Schlußlicht des Vordermannes. Ohne unser besonderes Zutun sind wir in der Führung. Der Chef rast.

«Wir wollen doch nicht die dummen Auguste ausmachen!» braust er auf.

Es ist wiederum die Furcht. Das Risiko des Spitzenwagens bei diesem gefährlichen Bodennebel ist zugestanden groß. Doch jemand muß vorne sein. Ein riesiger «Brummer», ein Überlandlastwagen, donnert in Gegenrichtung an uns vorüber. Mein Gebieter wird nun halbtoll. Er läßt anhalten. Aber auch die Kolonne hinter uns stoppt wie auf Kommando. Der Mann springt empört aus dem Wagen, gestikuliert wie ein Südländer, lärmt und signalisiert in die Kolonne zurück. Er will jemand zum Vorfahren veranlassen. Niemand gibt Antwort. Das Geräusch der vielen Motoren hört sich an wie das Tosen eines Wildbaches. Verzweifelt steigt der Mann wieder an «Bord», diesmal aber zu mir in den Vordersitz. Weiter geht es. Gehorsamst treten alle die Berliner, Rheinländer, die Frankfurter, die Tuttlinger und woher sie alle auch kommen, auf ihr Gaspedal, und mit einem Höllenspektakel geht der Kampf mit dem Feind Nebel weiter. Wie ernst die Sache auch ist, mich lächert es zuweilen, wenn ich an das ganze «Kasperlitheater» denke. Meine innere Gemütlichkeit hat leider keine lange Dauer. Der Mann an meiner Seite beginnt nun wie ein kleines Kind an den Kontrollen herumzuspielen. Er weiß offenbar kaum noch, was er tut. Schließlich schaltet er die Scheinwerfer ein. Der Straßenrand ist weg, ich starre nur in die graue, hohe Wand des Nebels, ich muß anhalten. Nun verbiete ich mir energisch die störende Einmischung. Langsam geht es wieder weiter. Hinter uns brummt und summt die Gefolgschaft gehorsam und geduldig. Mein Mitfahrer ist still geworden. Er wischt sich den Schweiß vom Gesicht

und öffnet den Mantelkragen. Er ringt förmlich nach Luft. Vielleicht hat er zu allen anderen Ängsten noch eine weitere entdeckt. Kurz nach der Ortschaft Creußen entschlüpfen wir endlich der lästigen Nebelwand. Nun geht es in schnellem Tempo als Spitzenfahrer dem Osten zu. Vorbei an den zwei historischen Baumriesen, die wie eine einladende, freundliche Pforte im prächtigen Mondschein stehen. Kurz vor Mitternacht erreichen wir Bayreuth.

In der Hotelgarage treffe ich den alten Garagearbeiter wieder. Für ihn habe ich ein Päckchen mitgebracht, das er schwups in sein weites Überkleid verstaut, bevor die anderen Wagen hereinmanövrieren.

Später kam ich dann in ein Gespräch mit einem deutschen Chauffeur-Kollegen. Er fuhr die ganze Strecke in seinem neuen «Maybach» dicht hinter uns. Beim Schlafengehen sagte er noch zu mir:

«Mein Alter hat gesagt, ich soll den Schweizer vorn lassen, denn die kennen sich im Nebel gut aus, die fahren dort viel über den Matterhornpaß!?» — —

1. November 1936. — Beim Parkieren in der Thüringerstadt Gera kommen zwei Hitler-Jugend-Mädchen zum Wagen. Schulkinder so im Alter von zwölf Jahren. Sie fragen, ob es wohl noch Platz für sie beide im Autokoffer gebe. Ich solle sie in die Schweiz schmuggeln, sie seien auf dem Weg nach Abessinien, um dort verwundete Italiener zu pflegen.

Typische Beispiele über die Bekehrung zum Nationalsozialismus finden wir allüberall in diesem Lande. Da gibt es Fanatiker, die zufolge angeborener Charaktereigenschaften sofort und mit großem Elan zur neuen Bewegung hinüberwechselten. Ihnen ist der neue Machtapparat mit seinen Versprechungen und Lockungen wie ein süßer Lieblingstraum, der nun verwirklicht wird. Eine andere Sorte von Menschen wird durch Drohung und Einschüchterung in Angst versetzt, ändert dann zufolge ihrer ungefestigten Lebensauffassung und ihrer Oberflächlichkeit ihre Gesinnung kommandoartig. Sie huldigt bald ihrem Führer in unterwürfiger Anbetung. Große Teile der Bevölkerung sind äußerlich überall dabei, um die allgewaltige Partei

zu unterstützen, ihnen bedeutet das Regime Brot und Bequemlichkeit. Sie trachten mit allen Mitteln, in dieser Umbruchszeit eine schöne und sichere Existenz herauszufuhrwerken. Dies sind aber gerade die Leute, die einem im Gespräch unter vier Augen gar nicht zu überzeugen vermögen, daß das Dritte Reich tausend Jahre bestehen werde.

2. November 1936. — Im thüringischen Dorfe W. lebt man heute noch sozusagen hinter dem Monde. Da ist zum Beispiel die eherne Petrollampe noch verschiedentlich in Betrieb. Die Dorfstraße ist bei Regenwetter eine einzige Pfütze. In der Dorfkirche wird bloß alle drei Wochen Gottesdienst abgehalten. Die Einwohnerschaft betätigt sich ausschließlich in der Landwirtschaft. Es sind Kleinbauern. Ein halbes Dutzend Kühe, etwas Jungvieh, ein Paar Zugochsen, einige Schweine, ein Dutzend Hühner und Gänse bilden die Fahrhabe. Der Lebensstandard dieser Leute ist tief. Gar oft wirken landwirtschaftliche Hilfskräfte in strenger Arbeit, für sage und schreibe zwanzig Mark im Monat. Daneben sollen sie noch für ihre Familien sorgen. Ohne viel maschinelle Beihilfe wird hier noch nach alter Väter Sitte das Land bearbeitet. Die Provinz hat früher unter den Weimarer Fürsten gelitten und nimmt es noch heute als selbstverständlich hin, daß man auch von einem neuen Unterdrücker nichts anderes erwarten kann. So nehmen sie auch das gegenwärtige Partei- und Unternehmerregime scheinbar unbewegt und mit einer Geste, die andeutet, daß man ja weiter doch nichts machen könne, geduldig an. Freiheit kennen die meisten nur so vom Hörensagen; sie ist ihnen im Laufe der Zeiten ein völlig unbekannter Begriff geworden.

In diesem Dorfe verbringt man die magere Schlafenszeit. Kaum ist man aus der Schweiz angekommen und hat sich nach der sechshundert Kilometer langen Fahrt ein Stündlein ausgeruht, so geht es ans Festen. Die Fröhlichkeiten und Völlereien mit recht viel Karpfen und Bier dauern dann oft bis in den Morgen. Alsdann geht es zurück ins Bauerndorf für eine Ruhepause, aber bald hat man die Heimat und die Verwandtschaft wieder satt und jagt dem Süden zu.

3. November 1936. — Nach einem kurzen Imbiß bei einem Halt in Nürnberg, entdecke ich einen Schriftsatz, von geschickter Hand in den Staub auf der Lackierung des Reisekoffers am Wagen geschrieben. Er lautet:

«Grüßt mir meine lieben Schweizerberge, mein Bern.»

Offenbar ein heimwehkranker Schweizer oder eine Schweizerin.

4. November 1936. — Beim Benzinauftanken in einem mittelbayrischen Provinzstädtchen hält mich der diensttuende Tankjunge für einen Italiener. Warum, frage ich zurück. Ja, wir hätten da hinten auf unserer Polizeinummer das italienische Wappenbild. Das Sankt Galler Wappen wird also von diesem Hitlerjungen als italienisches Liktorenbündel angesehen. Eine seltsame Mentalität.

Es ist fast unmöglich, sich in der Denkweise gewisser Menschen und Auslandsdeutschen im Dritten Reich zurechtzufinden. Sie selbst können unsere Ansichten und Urteile absolut nicht verstehen oder wollen sie wissentlich nicht verstehen. Für sie existiert bloß Deutschland und sein Führer; wenn noch irgendwie von einem anderen Land die Rede ist oder ein freundliches Wort eingelegt wird, so ist es das faschistische Italien. Alles andere ist jüdisch verseucht und voll Plutokraten und Bolschewisten.

NATIONALSOZIALISTISCHE WINTERSAISON

Es ist nun wieder Winter geworden. Nationalsozialistische Wintersaison 1936/37. Abgesehen von den vielen fanatisierten SS und SA, der Hitler-Jugend und anderen Stammorganisationen im Dritten Reich, kann man sich des Gefühls nicht erwehren, daß gerade diese Auslandsdeutschen der neuen Richtung bei uns in der Schweiz mehr als hundertprozentige Nazi sind.

Nun beginnt die Zeit der perfiden politischen Treibereien auf Schweizerboden. Mit Hochdruck wird auf eine nationalsozialistische Weihnachtsfeier hingearbeitet. Nach dieser meiner Herrschaftsumgebung wäre es an der Zeit, ihren Kalender einer totalen Revision zu unterziehen. Die Feier soll nämlich am 13. Dezember in einer bekannten Naziwirtschaft stattfinden. Datum und Ort haben also nichts besonderes mit dem Christentum zu tun. Herr Nagl, der Mann mit dem goldenen Parteiabzeichen, die Seele aller dieser Unternehmungen, das höchst willige Organ des Herrn Bohle und anderer höchster Vorgesetzter, ist überall und nirgends. Es gilt nun, auf Pfarrämtern noch weitere Adressen von Reichsangehörigen aufzustöbern, diese durch Geschenke an die Feier zu locken und dann in den Nazistrudel hineinzuziehen. Ihm stehen aber bereits namhafte Kräfte zur Seite. Da sind außer den R.s deren Werkmeister in der Fabrik, ein Zeichner aus Berlin, die eifrigen Wirtsleute, der polternde Krankenwärter, die Dame vom Balkan, eine Reihe Kleinfabrikanten, wie beispielsweise der Schuh-, Ledertaschen- und Sportartikel-Industrie. Die Werkmeistersfamilie B., und ein bißchen indirekt auch österreichische Zollbeamte. So feiern diese Leute mit den zusammengetrommelten Reichsbürgern auf Schweizerboden ihre neuartige Weihnacht. Ihr einstmals ehrbares Christfest. Als Hauptprogrammnummer figuriert das Horst-

Wessel-Lied, neben feierlichen Führerhuldigungen und reichlichen Hakenkreuzdekorationen. Ob sie wohl alle wissen, daß Horst Wessel ein berüchtigter Berliner Zuhälter war? Eine feudale Neujahrsfeier unter den besseren Volksgenossen, und bei Saisonschluß, im Februar, ein nationalsozialistischer Maskenball im vorarlbergischen Städtchen F. bilden den Gipfel dieser politischen Saufereien und Gelage der Nagl-Gruppe.

Nach solchen Ausschweifungen sind die R.s wie ein Auto, das mit Rücksichtslosigkeit und Unvernunft mißbraucht wird. Der Kühler wird leck. Der Vergaser streikt und es gibt mitunter Kalamitäten im Zündverteiler und Schwierigkeiten im Auspuff. Magenverstimmungen, Blutwallungen und Erkältungen werden konstatiert. Auch tritt die fatale Zuckerkrankheit wieder auf. Man fährt zur bekannten Wunderärztin, die ja auch den Führer Adolf Hitler in Pflege hatte. So wird also in dieser österreichischen Stadt im Namen des Führers mit Hypnose und Narkose, mit sonderlichen Gebeten und Beschwörungen für ein fettes Stück Geld zauberhaft gedoktert. Alles wird wieder gesund. In Wirklichkeit hat man nur einige Tage das überreiche Geschmause vermindert, und bald ist alles wieder auf dem natürlichen Wege gesund geworden.

Unter dem Propagandamaterial, das diese R.s herumreichen, finde ich in einer Hitler-Jugend-Werbeschrift folgende Stellen:

«... Einmal den Führer sehen. Sie würden alle auf den Geburtstagstisch, auf den Weihnachtstisch, auf die Ostereier verzichten, sie würden verzichten, auf was man nur verzichten könnte, um einer einzigen Minute willen, die sie dem Führer in die Augen schauen dürften ...»

«... Jungmädel-Anwärterin. Am 19. April, am Vorabend des Geburtstages des Führers, kommst du zu uns in die JM-Gemeinschaft. Dein Aufgabenkreis lag bisher in deinem Elternhaus und in der Schule. Nun verlangt der Jungmädeldienst deine Freiwilligkeit, deinen Gehorsam und deine Bereitschaft ...»

Das militärische Treiben in allen Gauen und auf allen Heerstraßen Deutschlands wird immer auffälliger. Nachfolgend einige Beispiele.

19. Dezember 1936. — Um Mittag überhole ich auf der Brücke vor Lindau einen Trupp Reichswehr, oder wie man heute sagt, einen Wehrmachtstrupp. Sie sind ausreichlich mit Lmg. bewaffnet und zirka 250 Mann stark. Nachmittags begegnet uns eine Abteilung Infanterie zwischen Bad Schachen und Lindau.

28. Dezember 1936. — Bei der Durchfahrung der Stadt Bregenz finde ich die österreichischen Kasernen am Nordausgang voll von Truppen, anscheinend österreichische Gebirgs-Einheiten.

30. Dezember 1936. — Südlich Friedrichshafen sehe ich zwei Kolonnen Arbeitsdienstler aus dem Wald herausmarschieren, alle sind mit Grab- und Hackwerkzeugen versehen. In Friedrichshafen sieht man nun viele Wehrmachtsangehörige mit dem Abzeichen der Luftwaffe.

31. Dezember 1936. — Auf der Bregenzer-Aach-Brücke vor Feldkirch überhole ich einen langen österreichischen Fourage-Transport. Drei Kilometer vor Friedrichshafen notiert eine Polizeipatrouille alle passierenden Wagen. Vor dem Hafenbahnhof in Friedrichshafen treffe ich beim Stationieren einen Angehörigen der Wehrmacht, der einen deutschen Fliegermajor herumfährt. Während wir über Pferdestärken der Motore diskutieren, will er in seinen Papieren über die PS seines Wagens nachschauen; da entfallen ihm einige Schriftstücke. Dabei sah ich beim Aufheben, daß die Truppe in Manzell ist, und daß sich auch ein Tripp-Tick für die Schweiz und Österreich darunter befand.

Allüberall im Bodenseegebiet, deutscherseits, fegt die Polizeimeute durch die Straßen. Man sucht wieder Sünder. Wie gut ist es doch, denke ich bei der strikten Zollkontrolle auf dem Rückweg nach Lindau, daß man noch kein Instrument erfunden hat, um Gedanken zu durchleuchten. Gedanken sind also noch zollfrei!

15. Januar 1937. — Die Unrast in den mittleren und unteren Schichten der vorarlbergischen Bevölkerung scheint momentan wie-

derum im Wachsen begriffen zu sein. Der Austro-Faschismus wird offensichtlicher. Überall sprechen die Leute abschätzig von ihrer Landespresse.

17. Januar 1937. — Der protzige Wagen gleitet in den Abendstunden auf vereister Straße übers fast endlose flache Lechfeld. Vorüber an hellerleuchteten riesigen Kasernen und an starrstehenden vermummten Doppelposten. Wir fahren nach Augsburg. Mun ist augenblicklich wieder einmal auf der Dienstbotensuche. Die Schweizer Mädchen taugen nichts. Sie verstehen sich nicht im Umgang mit reichen Direktorsleuten und verlangen frech ihre freien Nachmittage. So klagen diese R.s. Nach einer tapferen Bündnerin ist nun auch eine schlagfertige Appenzellerin dienstmüde geworden. Jede, die weg ist, soll nachträglich noch gestohlen haben.

Bei dieser Dienstbotensuche in Augsburg entdecke ich im Arbeiterviertel noch Wohnungen, wo die Leute bei Kerzen- und Petrollicht ihre Arbeit verrichten. In diesen Quartieren nehmen es die Bewohner mit dem Hitlergruß nicht so genau. Nach Feierabend treffe ich mit einem deutschen Kollegen vom Volant, einem Augsburger, zusammen. Er sagt unter anderem, daß den Augsburgern mit dem Vertreiben der Juden wenig geholfen sei. Die neuen «arischen Juden», die sich breit in die Geschäfte gesetzt haben, seien weit schlimmer.

Die Dienstbotensuche ist ergebnislos verlaufen, die Herrschaften müssen sich nun also wohl oder übel mit einem Schweizer Mädchen begnügen. Ein Schweizer Mädchen ist nämlich ein Problem für die R.s geworden, diese Dinger seien so selbständig und anspruchsvoll, gehorchen nicht gut und lesen zu viel in der Bibel. Außerdem haben sie eigene Ansichten und verstehen sich wenig auf die deutsche Kochkunst. So wird gejammert.

18. Januar 1937. — Zwischen Augsburg und Bodensee gibt es Neubauten und Städte und Dörfer, die der harmlose Beobachter als Familienwohnungen und Wohnkolonien bezeichnen würde. Kommt man aber das zweite und dritte Mal vorüber, wie es mir passiert, so

wird man gewahr, daß dies die modernen Kasernen und Offizierswohnungen sind. Allüberall im Reiche wachsen sie wie Pilze aus dem Boden. Jede größere Ortschaft, todsicher aber jedes Städtchen und jede Stadt, hat seine Truppe. Immerzu werden neue ständige Garnisonen eröffnet.

Dienstmädchen treten strahlend in den Dienst ein, verlassen aber die luxuriöse Villa nach einigen Monaten voll Empörung und Enttäuschung. Jedes übertrumpft das andere in den ersten Tagen in Zuvorkommenheit mit der neuen Dienstbotin. Sie wird geradezu verhätschelt. Aber kein anständiges, vernünftiges Schweizer Mädchen wird hier einen seelischen Halt finden. Über die katholische ist man wegen dem ewigen Kirchengehen nicht erbaut, die protestantische ist zu seriös und zu fromm.

Sobald die erste Laune der Direktorin umschlägt, wird das Dienstverhältnis bereits gespannt. An Stelle der verschwenderischen Güte und Rücksicht tritt nun Schikane, Ärgernis. Es wird gehadert und gestichelt, wobei die Kinder eifrig mithelfen, bis ein Gegenwort des herumgehetzten weiblichen Wesens fällt. Nun wird das arme Ding von der «Gnädigen» angebrüllt. Es beginnt eine kopflose Jagd durchs ganze Haus. Arbeitet das Mädchen im Keller, so wird es nach den Schlafzimmern beordert. Beginnt es dort, so wird es in die Küche dirigiert. Auf diese Weise wird gehetzt, bis es genug ist. Aber auch in moralischer Beziehung wird ein Dienstmädchen in einem solchen Haushalt keinerlei Halt finden. Das Nachtleben, die unregelmäßige Lebensweise, die oft beleidigenden Umgangsformen und die klobige Sprache dieser Noblen sind ungeeignet, jungen Leuten einen moralischen Halt zu geben.

Das neue Dienstmädchen, eine frohe, lachende Solothurnerin, ist nun angelangt, und so beginnt die peinliche Prozedur von neuem.

Mehr und mehr zukünftige österreichische Landesverräter verkehren in diesem politischen Schlangennest. Geschäftsleute und Handwerker österreichischer Staatszugehörigkeit intrigieren in aller Heimlichkeit gemeinsam mit den deutschen Nazi am Untergang Österreichs.

Die R.-Pullman-Limousine taucht zu jeder Stunde bei Tag oder

Nacht an den Grenzschranken bei Feldkirch auf. Auch ist man momentan sehr viel bei Nagl, man trifft diesen Vogel aber auch auf Verabredung in österreichischen und deutschen Grenzstädten, und sehr oft im Fürstentum Liechtenstein. Man verbringt auch ganze Nächte in Feldkirch und anderen Grenzorten. Nagl ist am deutschen Zoll eine gewichtige Persönlichkeit. Er ist sogar bereits bei gewissen österreichischen Grenzorganen respektiert. Mit den Gestapo-Leuten in Lindau steht er im innigsten Einverständnis. Inzwischen ist die glänzend begonnene Geschäftskarriere dieses Herrn infolge der politischen Wühlereien einer «unheilbaren, tödlichen Krankheit» anheimgefallen. Seine Einkünfte kommen immer mehr von draußen. Dies als Entgelt für seine strengvertraulichen Dienste.

20. Februar 1937. — Wir sind heute nacht wieder in Feldkirch. Als die Gesellschaft am Morgen endlich aufbricht, gröhlt die Direktorin, sie sei besoffen. Nun, solches hörte ich schon früher. Sie befahl mir aber, zwei Herren zur «weiteren Belustigung» hinzufahren. Ja, irgendwohin, wo es Mädels gibt. Also so mehr oder weniger den Handlanger für die Zuhälter sollte ich spielen? Doch das wollte ich nicht. Ich lud die zwei besoffenen Lebemenschen bei der nächsten Straßenecke aus, drehte zurück und brachte die betrunkene Partie der R.s am hellichten Morgen nach Hause.

16. März 1937. — In Lindau ist gegenwärtig ein ständiger Truppenwechsel. Beim österreichischen Zoll Lindau-Ziegelhütte traf ich einen deutschen Zollanwärter der SS bei einem gemütlichen Plauderstündchen jenseits des Schlagbaumes auf österreichischem Boden. Seltsame Fäden, wo sich doch die beiden Regierungen verfeindet haben. Aber eben, die Nazi arbeiten schon mit Hochdruck auf Österreichs Ruin hin.

Nach einer vierwöchigen Pause in der Tätigkeit der Werdenberger NSDAP fand nun kürzlich beim deutschen Wirt W. wieder eine Zusammenkunft statt. Nagl muß nun einen neuen Freund, oder eine alte Freundschaft aufgefrischt haben, denn er fährt im Wagen des

Schweizer Wirtes Sp. in der Welt herum. Er war mit Nagl schon an Parteitagen in Nürnberg und stellte in zuvorkommender Weise, immer die Zukunft im Auge behaltend, dieser NSDAP-Gruppe etliche Male seine Räumlichkeiten für Feiern und Versammlungen zur Verfügung. Zudem war Sp. gerade diesen Winter mit den Nagl-Deutschen an einem intimen Maskenball in Feldkirch.

26. März 1937. — Für den Wagenlenker rollt sich der «Straßenfilm» vorn direkt in seinem Blickfeld ab. Zuweilen ist es aber von Interesse und von äußerster Wichtigkeit, zu wissen, was sich hinter dem Vehikel abspielt. Für solche Zwecke ist der Rückspiegel ein treuer Übermittler. Für den Fernfahrer, der immerzu ein hohes Tempo einzuhalten hat, ist diese Einrichtung geradezu unerläßlich geworden. Von Zeit zu Zeit, hauptsächlich aber bei Überholungsmanövern, wirft der umsichtige Fahrer einen flüchtigen Blick, eine letzte Vergewisserung in den Rückspiegel. Er zeigt dem Fahrer aber auch an, was im Wagen selbst vor sich geht, ohne daß er den Blick voll von der Fahrbahn ablenkt.

Einige Kilometer nördlich des alten Städtchens Ellingen, auf der Hauptstraße nach Nürnberg, überhole ich einen grauen fünfplätzigen «Adler». Es ist ein «Bummler», wie man sie auf Großtouren zu Dutzenden trifft. Er trägt eine Berliner Nummer. Im Zuge meines unveränderten Tempos überhole ich den «Grauen», und bald entschwindet er auch im Rückspiegel. Auf Nimmerwiedersehen, denke ich. Auf dieser Anfahrtsstraße Nürnbergs halte ich die Schnelligkeit bei normalem Verkehr zwischen 80 und 90 Stundenkilometern. Diese Leute fahren nämlich nicht in der Welt herum, um etwas anzuschauen, sondern sie reisen, um nachher anderen Leuten zu erzählen, wo man überall gewesen sei. An diesem grauen «Adler» sollte ich mich bös verrechnet haben. Im Örtchen Pleinfeld schießt der Wagen überholend und ohne jedwelches Signal nach vorn. Er setzt sich nun wie ein Geschwindigkeitsdiktator dicht und in Straßenmitte vor mein Gefährt. Das Tempo sinkt auf siebzig, dann sogar auf sechzig herunter. Die Insassen werden unruhig. Der Chef ist nicht geneigt, die Aus-

puffgase des Berliner Wagens in Demut einzuatmen. Nun rücke ich auf wenige Meter an den «Grauen» heran und lasse das verstärkte Hupensignal für Minuten ertönen. Der andere ignoriert. Er fährt trotzig in der Mitte und läßt nicht überholen. Mein Chef rast. So geht es bis außer Schwabach. Hier kreuzt uns ein schwerer «Brummer» mit zwei Anhängern. Der «Adler» weicht furchtsam auf die äußerste Rechte. Wiederum betätige ich das schrille Hupensignal, meine Chance ist gekommen. Im Hundert-Kilometer-Schnitt jage ich den «Mercedes» nach vorn, bis auf Kühlerhöhe mit dem Berliner, als dieser nun seinerseits tief aufs Gas drückt. Einige hundert Meter vorn lauert eine Straßenbiegung. Ich schneide kurz und drücke den schweren Reisewagen scharf auf die rechte Fahrbahn. Irgendwo gibt's einen Knacks an der Karosserie. Das Manöver ist vorbei! Es ist mir nicht sonderlich zu Mute, als ich wiederum den Rückspiegel zu Rate ziehe und gewahre, daß der «Graue» sich nun abermals dicht an meine Fersen heftet. Vierzig Kilometer später geht es durch den mittäglichen Verkehrsknäuel der Großstadt Nürnberg. Bei einem Verkehrssignal an der Gostenhoferstraße hält uns das rote Licht. Hinter uns steht wiederum der lästige graue «Adler». Ein schwerer Regen prasselt hernieder, als ich den Wagen vor dem Hauptbahnhof langsam rückwärts in einen vakanten Parkierungsstreifen manövriere. Der «Adler» hält in der Nähe, und sein Führer, ein bebrillter Mann um die vierzig, schlank gewachsen und sportlich gekleidet, donnert durch den Regen auf mich zu. Er nennt mich einen unverantwortlichen Fahrer, weil ich, ihn überholend, kurzgeschnitten habe. Er wolle die Polizei benachrichtigen. Mein Chef verschwindet mit seinen Leuten! Nun, ich halte dem Mann seine trotzige und unvernünftige Fahrweise vor. Er werde begreifen, daß wir nicht den ganzen Tag nach seinem Gutdünken auf den Straßen Mittelfrankens herumbummeln wollen. Sein unverzeihlicher Fehler sei das Gasgeben im Augenblick, da ein anderer Fahrer überhole. Schlußendlich besichtigten wir die beiden Wagen. Dem «Adler» war kein Haar gekrümmt, wie man so zu sagen pflegt, hingegen erwies sich das kleine Geräusch in den letzten Phasen des Überholungsmanövers als eine Streifung, wobei an meinem Ge-

fährt die Polizeinummerntafel hinten um ganze neunzig Grad abgedreht war. Nach dieser Entdeckung grinste der räsonierende Herr plötzlich, entbot mir eine gute Weiterreise und bestieg wiederum seinen Berliner «Adler».

30. März 1937. — Aus Mitteldeutschland zurückkehrend, treffen wir auf Abrede Nagls und des Direktors beim Bahnhof in Ulm zusammen. Nagl fährt nun wieder seine eigene Maschine, den «Opel» SG 6669. Im «Schützen» in Neu-Ulm, bei den großen Kasernen, ist Nagl wie zu Hause. Hier ist auch sehr wahrscheinlich eines seiner Verbindungsquartiere. Es taucht auch noch die Pflegetochter des Wirtes W. auf, um mit uns die Weiterreise nach der Schweiz anzutreten.

In der Nacht zuvor logierten wir in einem mittelbayrischen Garnisonsstädtchen und fuhren, vom Preußenland herkommend, in Richtung Donauwörth. Am Monheimer Stich überholen wir zwei Schweizer Wagen. Mein Chef notiert, wie üblich, ihre Polizeinummern. Im klosterähnlichen Kaisheim marschieren zahlreiche gutbewachte Sträflingstrupps in grauen Kleidern in militärischem Schritt feldein und feldaus.

Auf der Weiterreise aus Ulm nach dem Süden wird R., der eine Zeitlang in Nagls Wagen fuhr, sehr gesprächig. Nach einer rühmlichen Begutachtung der nationalsozialistischen Errungenschaften, erzählt er mit selbstzufriedener Miene, wie man in einer Fabrik den Arbeitsfrieden am besten wahren kann. Die paar Weizenbiere in Ulm haben seine Zunge gelöst. Also in einer solchen Fabrikbelegschaft müsse man ständig zwei sich bekämpfende Parteien schaffen. Dadurch wird man ohne weiteres Zutun von lästigen Lohnforderungen verschont und erfährt zudem alles Wissenswerte, was unter den Arbeitern über die Geschäftsleitung gemunkelt wird. — Nun, dieses ekle Spiel kennen wir. Es ist nicht unverborgen geblieben, was der «weiße Fuchs» treibt. Daß Herr M., der älteste Angestellte im R.-Betriebe, die Dinge immer beim richtigen Schweizernamen nennt, ist auch bekannt. Gerade darum ist er in den letzten Monaten sozusagen

kaltgestellt worden. In anderen Worten, der Millionär R. appelliert auf diese Weise geradezu an die niedrigsten Instinkte der Menschen, er züchtet damit einen Stab übelster Angeber und Aushorcher, während ehrlichen, fleißigen und aufrichtigen Arbeitern und Angestellten das Ansehen im Betriebe systematisch untergraben wird. Abschließend bemerkt er triumphierend, daß eben die Bewegung zwischen Daumen und Zeigefinger, diese kleine, fast unscheinbare Geste, diese Welt beherrsche. Geld regiere die Welt. Also auch dies gehört irgendwie zur neuen deutschen Partei- und Staatsideologie. Was wäre aus Hitler geworden ohne die materielle Hilfe des deutschen Großkapitals? Über diese letztere Folgerung schweigt sich R. aus!

In Weingarten vor Ravensburg stehen nun die großen Kasernen mit ihrem grünblauen Verputz und den erdfarbenen Dächern fertig da. Private Bauten werden immer weniger errichtet. Alles wird dem allmächtigen Moloch Militär geopfert.

Nun zum Thema Autobahn. Für den Erstbefahrer ist diese Straße zugegeben etwas Staunenswertes. Ohne Rücksicht auf Steigung und Gefälle übergürten die zwei breiten Straßenriemen in gerader Richtung das Kleingebirge, aber auch rücksichtslos hat man dem Bauer für wenig Geld oder Gutschriften sein Stücklein Boden zu diktierten Preisen auf Befehl abgekauft. All den großen und kleinen Waldbesitzern ging es gleich. Ohne Rücksicht auf die Höhe der Lebenshaltung arbeiten heute noch Tausende von Hilfskräften auf Befehl bei meist miserablem Lohn an der Autobahn. Soweit meine Gedanken, so hat man's mir bei Deutschlandtouren von objektiver Seite von Beteiligten geschildert. Selbstverständlich spricht der Patron nicht von den Lohnverhältnissen oder dem strategischen Wert dieser modernen Straße. Nach diesen Tausenden von Kilometern auf der Autobahn in den vergangenen Monaten hab ich aber auch eine der größten Gefahren entdeckt. Es ist nämlich die Gefahr des Einschlafens des Fahrers. Das ununterbrochene Grau des Belages, die endlos am Horizont verlaufenden grauen Bänder wirken monoton. Man hat nicht zu Hupen, wenig zu schalten und zu signalisieren und sozusagen keinen Tempowechsel. Leicht fällt man in einen Zustand der Erschlaffung

und der Schläfrigkeit. Der Leser kann sich lebhaft vorstellen, was passiert, bei einem Tempo zwischen neunzig bis hundert Kilometern führerlos über die Böschung ins offene Gelände zu rasen. Solche Vorkommnisse sind gar nicht selten, da gibt's dann keine Überlebende.

Die Stellung erheischt wahrhaftig große Anforderungen. Tag und Nacht im Eil- und Schnelltempo auf bekannten und unbekannten Straßen häufen sich die Kilometer ins Erkleckliche. Da sind Kilometer darunter, auf die man sich gerne wieder erinnert. So wenn die Insassen schlafen, oder, was richtige Autotouristen tun sollten, die vorüberziehende Gegend bewundern und den Mann am Steuer in Ruhe lassen. Dabei kann sich der Fahrer voll und ganz seinem Berufe widmen und sein bestes Können aus sich herausholen. Er wird als Eingeweihter auf das Brummen und Singen des Motors horchen. Er achtet auf abnormale Geräusche, um abends am Etappenziel das kleine Übel im Anfangsstadium zu beheben. Auch hier gilt der Spruch: «Vorbeugen ist besser als Heilen.»

Dann gibt es wieder andere Kilometer, die man lieber ins Pfefferland wünschte. Wenn die Insassen beispielsweise Kinder züchtigen, zanken, weinen, schreien und lamentieren.

Es folgen Kilometer, wo die arg verbrauchte Luft durch Herumspritzen von Kölnischem Wasser aufgefrischt wird. Der Chef haßt nämlich offene Fenster, der Wind ist ihm unerträglich.

Zur Abwechslung werden auch musikalische Kilometer angeordnet. Ein Reisegrammophon kreischt in grellen Tönen hinter mir auf, bis die Platte bei einem plötzlichen Stopp mit kratzendem Geräusch auf den Fußboden fliegt.

Beim Auftauchen von nationalsozialistischen Großbauten bekommt der andersgesinnte Chauffeur eine Lektion über den Wunder vollbringenden Geist des Dritten Reiches zu hören. Man ist froh, wenn nach einigen Kilometern wieder sehr einfache Bauten und verkommene Gehöfte ins Blickfeld treten. Dabei endet die eifrige Propaganda von selbst wieder.

Wiederum gibt es Kilometer, wo Regimenter der Hitler-Jugend

überholt oder in Gegenrichtung passiert werden. Abschätzige Zurufe, wie Saujuden und Plutokraten gibt es dann deutlich zu hören.

Dann stürmen wiederum für Kilometer motorisierte Divisionen mit überklebten Einheitsbezeichnungen an ihren Fahrzeugen lärmend vorüber.

In vorsichtiger Fahrt geht es dann wiederum für Kilometer tastend durch das Menschen- und Fahrzeuggewühl von Großstädten. Fortwährend nach Richtungstafeln spähend und stets Signalampeln und Verkehrsschutzleute befolgend, um dann mit steigender Geschwindigkeit die offene Hochstraße zu erreichen.

Dann gibt es auch die sogenannten Kontrollkilometer, wo lauernde SS-Verkehrspatrouillen und zuweilen auch Straßenaufseher den vorüberhuschenden Ausländerwagen notieren.

Bei gewissen Kilometern kehrt auch bei diesen vornehmen Wagen die leidliche Panne wieder. Ein Pneu muß gewechselt werden. Ausgebrannte Sicherungen müssen wieder ersetzt werden. Der Zündverteiler muß anders eingestellt oder der Vergaser zufolge schlechten Brennstoffes neu reguliert werden.

Gewisse Kilometer nimmt auch der «Bund deutscher Mädel» ein. Militärische Marschkolonnen, kriegsmäßig bepackt, gleichuniformiert, doch ohne Waffen, ziehen diese neuzeitlichen deutschen Jungfrauen die Straße entlang.

Da gibt es wiederum Kilometer, wo man beim Eingang von Ortschaften und kleineren Städten Transparente gegen die unerwünschten Juden lesen kann.

Innerorts sieht man oft für Kilometer anbefohlenen Flaggenschmuck. Wälder von Hakenkreuzfahnen, so daß man die Häuser kaum mehr erkennt.

Der Tag ist lang, und sehr oft sind über sechshundert Kilometer Fahrt zu bewältigen, und gar oft sieht man auf diesen langen Strekken Bataillone von Sträflingen bei Zwangsarbeiten an Straßen und militärischen Konstruktionen, unter scharfer Bewachung.

Nach einigen Zivilgefährten und Zivilpersonen kommen wieder Kilometer marschierender brauner Abteilungen in auffallenden Uni-

formen und grimmen Blicken. Wie mir einmal ein SA-Mann in Zivil sagte, kommen die grimmen Mienen nicht alle den inneren und äußeren Feinden des Regimes zu lasten. Viele sind vielmehr in dieser Stimmung gegen ihre eigenen Führer «verschnupft». Es ist ja schließlich auch nicht jedermanns Sache, einen großen Teil der freien Zeit für solche strapaziöse, unentgeltliche Aufmärsche zu opfern. Auch aus diesen Marschreihen der SA hört man zuweilen bei der Vorüberfahrt abschätzige Bemerkungen gegen Ausländer fallen.

Der obligatorische Arbeitsdienst gehört auch in die Reihe militärischer Formationen. Auch sie haben Generäle wie die Wehrmacht. Oft passieren lange Kolonnen Arbeitsdienstler mit geschultertem blankgeputztem Spaten, abgehackte Lieder singend, unseren Wagen.

In den Wagen der Deutschen Arbeitsfront werden die «Kraft-durch-Freude»-Pilger im ganzen Lande herumgefahren. Es sind oft Kolonnen, die manchen Kilometer Straße beanspruchen. Eine stattliche Massenwanderungsveranstaltung, wobei der einzelne vollständig untertaucht. Alles geht «en bloc», von Bequemlichkeit und gemütlicher Beschaulichkeit ist keine Rede. Jeder Wagen hat seine SS-, SA- oder Parteileute, die immer wieder nach so und so vielen Kilometern über die nationalsozialistischen Fortschritte referieren und abends gemeinsame Kundgebungen in den Quartierstädten veranstalten, wo dann auch ein ortsbekannter Führer die gastierenden Volksgenossen begrüßt.

Unter den Lenkern privater Personenwagen finden wir im heutigen Deutschland einen ansehnlichen Prozentsatz gewissenloser und leichtfertiger Fahrer. Rücksichtsloses und protziges Fahren kann man auch bei höheren Parteifunktionären und deren angegliederten militärischen Verbänden der SS und SA konstatieren. Das höchste Tempo, aber auch den größten Verschleiß, verzeichnet der Motorwagendienst der Wehrmacht. Vorbildliches Fahren nach dem Verkehrsreglement ist bei den Wagen der Reichspost und bei den zivilen Lastenzügen durchwegs zu verzeichnen.

In höchster Bereitschaft und auf alles Mögliche gefaßt ist man die paar Kilometer vor dem Anschluß auf eine Reichsautobahn. Hier

rasen uns die Wagen im Autobahntempo entgegen, schnurstracks ab der Autobahn. Sie spuken noch lange wie aufgezogene Spielsachen mit hoher Schnelligkeit auf den gewöhnlichen Landstraßen davon, bis ihnen in den ersten Kurven ein Dämpfer aufgesetzt wird. Viele Autounfälle in Deutschland geschehen heutzutage auf den Zufahrten zur Autobahn.

Kritische Situationen erwachsen dem Fahrer auch auf der Autobahn selbst, wenn er, ohne den Richtungsanzeiger zu betätigen, ohne in den Rückspiegel zu schauen, auf den Überholungsstreifen ausbiegt. Fährt in diesem Moment ein überholendes Fahrzeug mit seinen 110 bis 120 Stundenkilometern vorbei, so gibt es eine gräßliche Kollision. Es sind solche Fälle vorgekommen, wo das leichtere Fahrzeug bis 60 Meter ins Gelände geworfen wurde. Das Überholungsmanöver auf der Autobahn zieht sich, je nach der Fahrgeschwindigkeit und der Anzahl der zu überholenden Wagen, gar oft auf Dutzende von Kilometern hin.

26. April 1937. — Heute geht's nach Friedrichshafen. Mit uns sind der bekannte Krankenwärter und sein Sohn und Herr Nagl. Im deutschen Grenzzoll bei Lindau verschwindet Nagl, und wir mußten lange warten, bis er seine geheimnisvollen Gespräche im Bureau des Postenchefs abgewickelt hatte. In Friedrichshafen geht die ganze Gesellschaft zu einer Konferenz ins Haus der Deutschen Arbeitsfront. Man sucht offenbar Stellen für junge Auslandsdeutsche in der aufblühenden Rüstungsindustrie. Vom vielen Bier übernommen, plaudert Nagl auf der Heimfahrt aus der Schule. Jawohl, die Juden, Katholiken und das demokratische Ausland werden das Dritte Reich noch arg zu spüren bekommen. Das Dritte Reich werde ewig bestehen. Offenbar hatte der Mann heute wieder einmal den Zahltag bekommen. Er phantasiert von einem österreichischen Anschluß und kommt dann sehr geringschätzig auf das kleine Liechtenstein zu sprechen. Über das Manöver des Luftschiffes Graf Zeppelin am heutigen Tage lachen sich diese Nazi ins Fäustchen, da habe man die Schweizer wieder einmal ins Bockshorn gejagt. Bekanntlich kreuzte der «Graf

Zeppelin» mit italienischen Industriellen an Bord sehr nahe über Schweizergebiet.

Oft, sehr oft, schweifen meine Gedanken zurück in meine frühere Berufstätigkeit in den Vereinigten Staaten. Da war ich in Kalifornien als Vermessungsgehilfe und Chauffeur beim Chefingenieur eines großen Unternehmens tätig. Mr. Crowley war ein ganzer Mann von grundsätzlichem Charakter. Er achtete unsere Schweizer Nationalität besonders hoch. Hier galt Vertrauen um Vertrauen. Die vielen langen Fahrten brachten uns allmählich in ein gewisses kameradschaftliches Verhältnis. Neben meiner Fahrtätigkeit arbeitete ich mit großem Interesse an den technischen Problemen des Unternehmens mit. Auch wir argumentierten über dies und jenes. Wer am Ende recht hatte, war einerlei. Hauptsache war, daß die Lösung gerecht und mathematisch einwandfrei dastand. Wir lebten nicht in einer Welt der Unwirklichkeit. Schmarotzer und politische Cliquen fanden bei Jim Crowley kein Gehör. Für unorganisierte Kräfte war in diesem Unternehmen kein Bleiben. Crowley kannte die Arbeiter, die ihre Stelle nur durch schöne Worte verbessern wollten, er taxierte seine Leute nach den Leistungen. Intriganten und Schönsprecher, durchwegs Unorganisierte, waren in wenigen Tagen erledigt.

Oft legte er sich bei langen Übernachttouren, nach großer geistiger Anstrengung, in eine Decke gehüllt auf den Fußboden des Hinterwagens. Nach gewissen Stunden löste er mich am Steuer ab. Beim Abschluß besonders schwieriger und verantwortungsvoller Fahrten gab er mir großzügig zwei bis drei Ruhetage zur Erholung. Stießen wir unterwegs auf ein Verkehrsunglück, so setzte er in uneigennütziger Weise alle Hebel in Bewegung, um den Verunglückten rasche Hilfe zu bringen.

Kurz vor meiner Rückreise in die Schweiz fuhr ich als Ingenieur-Assistent einer Eisenbahngesellschaft den bekannten amerikanischen Eisenbahn-Ingenieur Mr. Thomas im großen Lande herum. Er war ein seelenguter Mensch, aber ein ausgesprochener Alleingänger und Sonderling. Viel war er voll tiefster Zerstreuung mit seinen Problemen beschäftigt. Es konnte vorkommen, daß er Morgens vor der Weiterreise, wenn ich den Wagen beim Hotel vorfuhr, unrasiert und mit

ungeschnürten Stiefeln in die Maschine stieg. Ohne viel Worte zu machen, wurde dann beim nächsten Barbiergeschäft angehalten, um das Versäumte nachzuholen. Keinerseits Aufregungen. Gelassen ließ er sich rasieren, ohne nur einen Moment seine Kopfarbeit zu unterbrechen. Er war imstande, auf einsamer Stelle, in der sengenden Mittagshitze, den Wagen anzuhalten, um eine wichtige Phase seiner schwebenden Lösungen zu Papier zu bringen. Er war ein bedrückender Schweiger. Sprache und Gesellschaftlichkeit kamen erst wieder, wenn das Rätsel gelöst war. Seine Spezialität waren die pfeilerlosen Eisenbahnbrücken. In seinen Mußestunden mußte ich ihm viel vom fernen «Switzerland» erzählen. In zwei Jahrzehnten arbeitete sich Thomas vom einfachen Linienarbeiter durch unverdrossenes Selbststudium und praktische Erfahrung in seine exponierte Stellung hinauf. Äußerlich schien Thomas ein unscheinbarer Mann. Oft schäbig und flüchtig gekleidet, wurde er vielerorts verkannt, was ihm jedesmal großen Spaß machte. Wenn er einmal nach der schönen Schweiz reise, wolle er in aller Ruhe die prächtigen Brücken unserer Bergbahnen gründlich studieren. Dies nur ein Vergleich, wie namhafte Amerikaner unser Land hochschätzen.

Nun aber zurück ins unterirdische politische Getriebe der Schweiz. Es befindet sich also bereits im Frühjahr 1937 eine arbeitsfähige Zelle des deutschen Nachrichtendienstes bzw. Spionagenetzes im schönen schweizerischen Bezirk Werdenberg. Da ist Herr Nagl mit seinen trefflichen Verbindungen zum Polizeidirektor von Ulm, zur Generalität der SS in Süddeutschland und zum Herr Dr. X., dem Oberinspektor der Gestapo in Stuttgart. Er gibt sich in seinen Ausweispapieren gern als Dr. jur. aus. Aber nuch in Feldkirch, Bregenz und in Lindau hat Herr Nagl Zweigstellen, die emsig die Maschen des «grauen Netzes» verstärken und erweitern helfen. Kräftige Gehilfen zweiter Garnitur bringen diesem Nagl wünschenswerte Neuigkeiten aus allen Kreisen und Richtungen lauer Auslandsdeutscher und hitlerfreundlicher Schweizer. So sind der Krankenwärter Sch., Direktor R. und Familie, die deutschen Angestellten seiner Fabrik und der Gastwirt W. in diesem Fach zuverlässig und dienstbeflissen.

Weiter funktioniert eine Gruppe österreichischer Zollbeamter, die auf Schweizerboden wohnen, unter ihrem Zollchef F., in harmonischem Einvernehmen mit nationalsozialistischen illegalen Zentren in Österreich. Herr F. ist ganz sachte Schritt um Schritt, von einem eher spießbürgerlichen Staatsbeamten zum Mitverräter seines österreichischen Vaterlandes geworden. Er kann durch sein Wissen um bahnzollamtliche Geschehnisse, seien es nun Personen oder Güter, den Nazi-Zentralen in Innsbruck und Wien und durch Herrn Nagl auch direkt ins Dritte Reich, wichtige Informationen in die Hände spielen. Der Mann ist vermutlich den Lockungen deutscher Auslandspropaganda sowie den versteckten Drohungen gewisser süddeutscher Zollgrößen erlegen. Der Zufall hat ihm für diese dunklen Machenschaften treffliche Hilfsmittel zur Verfügung gestellt. So kann er seine Untergebenen für Einholung weiterer Informationen beliebig in Zivil in der Schweiz auf Reisen schicken. Eine seiner Töchter, die geläufig die englische Sprache beherrscht und nebenbei das vertrauliche Schweizerdeutsch spricht, befindet sich sehr viel auf Touren und dürfte eine nicht zu unterschätzende Rolle in diesem Ensemble innehaben.

EIN SS-GENERAL ALS PASSAGIER

3. Mai 1937. — Nagl, der Pseudofabrikant, der Propagandist und Verbindungsmann der Gestapo, bringt heute direkt von Bern, angeblich von einem Ball auf der deutschen Gesandtschaft, den Polizeigewaltigen Willi Dreher, SS-Brigadeführer und Reichstagsmitglied, in die Gaststätte des Naziwirtes W. Dieser frühere Fabrikarbeiter Dreher spricht seit 1933 in Süddeutschland ein gewichtiges Wort. Er ist ein gefürchteter Mann.

Auf Anordnung des Nagl und meines Chefs muß ich diesen ungemütlichen Gast, der noch allerlei Gepäck mit sich führt, im Spitzentempo über die Grenze nach Friedrichshafen fahren. Er sitzt vorne neben mir und will die Fahrgeschwindigkeit vorschreiben. Dazwischen erzählt er dem hinter ihm sitzenden Nagl über die illegalen Zusammenkünfte in Österreich, über seine pfeilschnellen Überfallwagen, und wie er die «Schwarzen» und die «Roten» ausgeräuchert und hatte umlegen lassen. Nagl strahlt vor Hingebung und Fanatismus. Dies ist ohne Zweifel einer seiner höchsten Lehrmeister und ein alter Kampfgenosse. Mit sichtlichem Hochgenuß wiederholt Dreher seine üblichen Dienstkommandos in schnarrendem Tone. Vor dem ersten deutschen Zoll in Lindau weiß dieser Dreher nichts Gescheiteres zu tun, als den jungen SS-Zollanwärter wegen seiner pflichtgemäßen Kontrollfragen aufs gemeinste und gröblichste anzupöbeln. Dann steckt er sich ein Abzeichen auf und ist auch schnell erkannt. Im Nu sind sämtliche Angehörigen des Postens in Stellung und erweisen ihm in Reih und Glied den Hitlergruß. Nach einer mit perversen Ausdrücken reichlich bedachten Strafpredigt an die kleinen Sünder geht die Reise weiter.

Bei diesem Zeitpunkt haben die R.s nun wacker Aktivdienst für den Nationalsozialismus geleistet. Abschätzige Bemerkungen über

Nagl werden mit höchster Entrüstung zurückgewiesen. Die Mädchen schwärmen nur so von ihrem Nagl. Dabei entdecken wir weder in den Manieren dieses Mannes noch in seiner Lebensweise etwas Vorbildliches zu unserer Erbauung.

«Willi, der Schlächter von Ulm», wie er in seiner Stadt von ehrbaren Leuten genannt wird, bestieg also den Schnellzug. Es fehlte nur noch, daß Herr Nagl in seiner Begeisterung seinem «Willi» im Hafenbahnhof in Friedrichshafen die Hände küßt. Nach einem «saftigen» Hock bei Weizenbier und gutem Essen geht es auf den Heimweg. Nochmals geht Nagl ins Zollhaus zur wichtigen Unterredung. Auf der Weiterfahrt durchs Vorarlberg prahlt nun Nagl abermals in seinem angeheiterten Zustand, daß die Nachwelt von ihm und Willi Dreher als von Helden berichten werde. Sie seien es, die die schlappen Vorarlberger und andere aufklären und den wahren Sozialismus bringen.

17. Mai 1937. — Spieler können die Einmischung von Außenstehenden beim Karten- oder Schachspiel nicht leiden. Sie sind in ihren Gedankengängen in ihrer Problematik gestört und beeinflußt. Genau so ergeht es dem Fahrer, mit dem Unterschied, daß hier eine plötzliche unfachgemäße Einmischung ein gräßliches Unglück herbeiführen kann. Unfachliche Weisheitskrämer, die kraft ihrer Autorität an nichts anderes denken, als ihren Geltungsdrang zu befriedigen, können in ihrem Eifer, ihrer Anmaßung, den Fahrer in solche Aufregung hineinjagen, daß er anhalten muß, um die sichere Führung des Wagens wieder zu erlangen. Höchstes Gebot für den fahrenden Autler sei, sich am Steuer nicht ablenken und beeinflussen zu lassen.

Es ist Pfingstmontagabend. Von Lausanne über Solothurn herkommend, stoßen wir nach Bremgarten auf eine endlose Kolonne heimkehrender Pfingstfahrer. Ein Vorfahren ist fast unmöglich. Die Luft ist schwül und drückend. Meine Augen brennen. Der Wagen zieht schlecht. Auf mein wiederholtes Ersuchen um Auswechslung des Ölfilters und um Ersatzteile am Vergaser, hat der Chef noch keine Entscheidung getroffen. Er wird nun unruhig. Gern möchte man überholen. Es ist aber nutzlos, denn wir landen jedesmal wieder in

der Kolonne, und der hochempfindliche Herr Fabrikant hat nun wohl oder übel keine andere Wahl, als die Abgase der vorderen Motoren miteinzuatmen. Er beginnt zu räsonieren. Kurz vor dem Straßentunnel in Zürich, vor Wollishofen, wird er gehässig. Meine Hand wird unsicher. Ich halte an, um nach wenigen Minuten, ohne eine Wort zu sagen, weiterzufahren. Das war ein ungemütlicher Abschluß einer Pfingstfahrt, an der wir «nur» tausend Kilometer abgefahren haben.

20. Mai 1937. — Auf dem Weg nach Zürich versperrt uns kurz nach Eschenbach ein Bauerngefährt die Fahrbahn. Ein Rind war über die Deichsel geraten. Die Bauern waren leidlich bemüht, das Hindernis zu beheben. Die R.s, die ja zum allergrößten Teil zum Vergnügen und zu Propagandazwecken in der Welt herumfahren, sind bei solchen Hindernissen allemal in besonderer Eile. In diesem Fall beginnt R. in unflätiger Weise über die «saudummen» Bauern zu schimpfen. Als er sich schließlich in höchste Aufregung geschimpft hat, springt er aus dem Wagen. Wie die Bauern merken, daß dieses überflüssige Gepolter ihnen gilt, und sie die «schwäbische» Mundart erkannt haben, nehmen sie eine drohende Haltung ein. Der Herr Direktor, plötzlich von Furcht ergriffen, klettert wieder zu mir in den Wagen und verhält sich schön ruhig, bis das Hindernis behoben ist.

23. Mai 1937. — Im Bad Schachen am Bodensee ist heute Hochbetrieb. Ein General der Luftwaffe mit seinem Stab ist abgestiegen. Im Kurierzimmer komme ich bei einer Tasse Kaffee mit dem Chauffeur des Generals zusammen. Der Mann schimpft wie ein Besessener über die mißlichen Ersatzpneus. Er hatte «nur» sechs Pannen von Berlin bis hierher. Sein Chef sei der bekannte Fliegergeneral Milch. Es ist sonderbar, daß gerade zu dieser Zeit unter den sechzig parkierenden Autos sich auch vier St. Galler Wagen befinden.

MAN TRIFFT SICH MIT EINEM ADVOKATEN

12. Juni 1937. — Wie üblich, wenn man wiederum in der Schweiz angelangt ist, wird der Samstagnachmittag zu einer kurzen Spazierfahrt beansprucht. Heute fährt man in Begleitung des Herrn Nagl nach Ragaz. Es ist ein heißer Sommertag. Auf dem Rückweg wird mir überraschenderweise befohlen, einen Abstecher nach der «Traube» in Azmoos zu machen. Da wird der Wirt eine Freude haben, wenn er diese Nazi erkennt, denke ich mit wachsender Neugier. Es war nicht so schlimm. Die Gesellschaft saß bald in fröhlicher Runde, nachdem man auch noch den Duchser Gemeindeammann Dr. Schwendener aus einem anderen Gemach herbeigezaubert hatte. Ob diese Zusammenkunft eine zufällige oder eine vereinbarte war, konnte ich allerdings nicht feststellen. Tatsache aber war, daß alle Beteiligten sehr nett miteinander verkehrten.

13. Juni 1937. — Wiederum geht's nach Friedrichshafen, die Doktors, das Ehepaar Nagl und Herr Sch. Es gilt scheinbar, dem jungen Sch., der in der Nähe der Zeppelinwerke in der Lehre ist, einen Besuch abzustatten. Der Besuch ehrt aber auf dem Rückweg in Lindau einen hohen Bonzen, sowie einen Zollchef in Zivil. Es wird so viel gefeiert und geschmort, daß man schließlich ordentlich spät, ohne Nagl und Krankenwärter, in die Schweiz zurückkehrt.

Seit dem denkwürdigen Besuch des Herrn Willi Dreher, des SS-Brigadeführers aus Ulm, gibt's auf deutscher Seite merkwürdigerweise eher schärfere Zollkontrollen.

27. Juni 1937. — Aus einem Brief an meinen vertraulichsten Freund, einen Antifaschisten, ist folgendes zu entnehmen:

«Die Zeit geht schnell. Zwischen Enttäuschung, Hoffnung und Entrüstung zuckt wieder hie und da ein Sonnenstrahl. Nach Abessinien ist es Spanien. Was wird aus Spanien? Wird's zum Canossa des Faschismus oder zum Golgatha des Sozialismus? Wird wohl die rohe Gewalt über Recht und Vernunft siegen oder war all das Blut der heldenhaften Freiheitskämpfer umsonst? Die Zeit wird antworten! Eine Nachwelt wird einst Dekaden später über diese gewichtigen vorkriegerischen dreißiger Jahre eifrig und kritisch in ihren Geschichtsbüchern ergründen, was damals falsch gemacht wurde.

Ich fahre viel und oft mit meiner antifaschistischen Gesinnung im Hakenkreuzland umher. Mein innerer Ärger und der Haß gegen diese modernen Unterdrücker sind groß. Ohne eine wirksame Ventilvorrichtung könnten Menschen wie Du und ich, und wir hoffen Tausende andere mehr, nicht auskommen. Wir müssen äußerlich ruhig bleiben, weder zu Hause noch im Ausland viele Worte verlieren. Wir sind ja im Dritten Reich und in Italien Freiwild, vogelfrei, wenn die Maske fällt. Die Verstellung ist mir durch stete praktische Übung im Laufe der Monate gelungen. Zahlreiche Stichproben auf Grenzposten an Maschine und Mann nehme ich gelassen, sogar stoisch, hin, denn man wird ja nichts finden, heißt das, solange sie die Maschine nicht auf den ‚Operationstisch' beordern. Was ich dann mache, wenn diese Stunde noch für mich wartet? Ich bin mir über dies noch nicht ganz klar. Aber eines müssen wir dann: schnell handeln! Immer nehme ich einige Schweizer Zeitungen mit. Hin und zurück auch Briefe. Kürzlich im Schweißband meiner Chauffeurmütze etwa tausend Franken in Schweizernoten. Eine Schweizerin im Vorarlberg, die bald in der Schweiz heiratet, hat mir das Geld aufgegeben. In der Schweiz habe ich das Geld dann auf die angegebene Adresse der Post aufgegeben. Immer kommt die Angst erst nach der ‚Arbeit'. Überall, wo wir absteigen, sitze ich, wie es meine Zeit erlaubt, in den feinsten Cafés oder aber auch in den düstersten Kneipen herum. Immer ein aufmerksamer Zuhörer. Auch kommt's mir auf

einige Glas Bier in aussichtsreicher Gesellschaft nicht an — denn da werden die Zungen geläufig und die Wahrheit bricht sich zagend Bahn. Das Meckern beginnt. Tagsdurch streifen meine Augen unvermerkt diskret meinem dahinschießenden Glaskasten voraus, eifrig das Gelände durchforschend. Vor Schlafengehen hab' ich noch ein anstrengendes Stündchen im abgeschlossenen Hotelzimmer. Die Karte muß studiert werden. Was sich tagsdurch im Gedächtnis eingeprägt hat muß notiert werden. Dann noch ein letzter Gang in die Garage, den Motor noch einmal inspizieren, und das wichtigste, das Notizbuch, wieder zurück ins Versteck unter der Karosserie. Über Nacht hab' ich keinen verdächtigen Fetzen Papier weder in meiner Kleidung, noch im Gepäck. Die Razzien der SS werden fast durchwegs nachmitternachts in Hotels dieser Klasse durchgeführt. Jawohl, man wird ein Doppelmensch. Einerseits der freundliche, dienstfertige Valet und Gesellschafter, auf der anderen Seite und nach außen verborgen, der Antifaschist, voll tiefen Hasses gegen den mächtigwerdenden Nationalsozialismus. Wenn ich einmal doch strauchle, dann darum, weil ich den deutschen Gruß ‚Heil Hitler!' nicht für alles in der Welt über meine Zunge bringe!

Ohne diesen abgrundtiefen Haß gegen die Tyrannei, ohne die Liebe und Achtung für unser Land, für die Weltdemokratien, wäre es unmöglich, diesen sonderlichen Kampf zu führen . . .»

ZWEITE SAISON IN REICHENHALL-BERCHTESGADEN

1. August 1937. — Am Tage der Bundesfeier verlassen wir wiederum die schöne Eidgenossenschaft. Es geht abermals Richtung Berchtesgaden. Das militärische Treiben wird in Deutschland immer toller. Bereits zwischen Memmingen-München geraten wir in ein Manövergelände der Wehrmacht. Funkverbindungsübungen zwischen Militärflugzeugen und Landtruppen werden durchgeführt. Die Garnisonsbauten am Memmingerberg sind beendet und sind von Fliegertruppen belegt. Bei Landsberg bewegen sich zahlreiche Kampfwagen im Übungsgelände. Die Reichsautobahnstrecke München-Landesgrenze ist bis Siegsdorf geöffnet. Fieberhaft wird auf der letzten Strecke zur österreichischen Landesmark gearbeitet. Zugleich mit dieser Fertigstellung schrumpft, im Anschluß an die Alpenstraße, die Fahrzeit München-Berchtesgaden oder Müuchen-Salzburg auf weniger als zwei Stunden Fahrnähe für Rennfahrer. Nach dem Gemurmel von Reichswehroffizieren wird Melleck bei einem etwaigen Vorgehen gegen Österreich von großer Wichtigkeit sein. Dieser Ort ist Hauptdurchgangsstraße von Ober-Bayern nach den österreichischen Alpen. Eine große SS-Kaserne, man nennt die Gebäulichkeit SS-Heim, ist in der Nähe im Bau. In Reichenhall, wo wir Logis beziehen, wimmelt es nur so von Truppen. Sie gehören meist der Gebirgsartillerie und den sogenannten Alpenjägern an.

2. August 1937. — Dieser zweite Aufenthalt im Kurort Bad Reichenhall gestaltet sich wiederum sehr abwechslungsreich. Mein alter Freund B., der Taxichauffeur, schleicht am Abend zu mir in die Garage Schön. Die Luft sei dick, sagt er, ich soll ihn am Taxistand vor seinen anderen Kollegen nicht ansprechen. Es seien da zwei ganz

heiße Nazibrüder unter den Chauffeuren, und die schaffen prompt mit der Gestapo zusammen. Nachdem er mich über Verschiedenes in und um Reichenhall aufgeklärt hat, händigt er mir einen Brief aus. Das kleine Bündel Schweizer Zeitungen, welche ich ihm brachte, ist in eine Ausgabe des «Völkischen Beobachters» gefaltet. Er mahnt mich noch einmal zur Vorsicht und verabschiedet sich wieder.

Unter den Angehörigen der verschiedensten Nationen, die aus lauter Bewunderung und Neugier für den Nationalsozialismus auf diesem schönen Fleck Oberbayerns weilen, sind einige darunter, die man nicht als Anhänger Adolf Hitlers zählen darf. Sie sind aber geschickt getarnt und haben in der harten Schule der vergangenen Jahre gelernt. Einzelne darunter sind wirklich wahre Meister der Verstellung.

So oder anders stehen sie im Kampf gegen die Feinde der Weltdemokratien, gegen die Würger der Freiheit, gegen die Zerstörer von Recht und Glauben. Sie stehen auf ihren gefährlichen Posten in voller Sicht der «Höhle des Löwen».

Zufolge anderweitiger Belegung im Absteigequartier meiner Herrschaft, wurde mir ein Logis in der Pension der «Barmherzigen Brüder» angewiesen. Es ist ein schönes Mansardenzimmer auf dem Dachboden. Im unteren Stock wohnen einige Wehrmachtsoffiziere, bei denen es zwar manchmal sehr geräuschvoll zugeht, die sich jedoch gegen jedermann korrekt benehmen. Bereits am zweiten Abend wird in diesem kleinen Schlag ein weiterer Fahrer einquartiert. Es ist Arthur Göbbel aus Karlsruhe. Er ist hocherfreut, einen Schweizer zu treffen, und versichert mir, daß er in keinerlei Verwandtschaft mit seinem Namensvetter Dr. Joseph Goebbels stehe. Vorsichtig sein, hat mich mein Freund B. gewarnt, und so «sitze ich wacker auf meinem Maul».

Eine Masseuse aus Lettland, eine vierzigjährige Frau, eine anmutige Erscheinung, nützt ihre Bekanntschaft mit einem leitenden deutschen Ingenieur weidlich aus. Der Mann ist an den großen Bauten am Obersalzberg und beim Reichskanzleihau in Bischofswiesen eine maßgebende Persönlichkeit. Wir kannten diese tüchtige Kraft bereits letztes Jahr. Sie spielt nun eine große Karte.

Für die R.s ist dieser Aufenthalt ein fortgesetztes Festen und Spazierenfahren. Da geht's wiederum nach Berchtesgaden, zum Königssee, nach Melleck, in die Königsschlösser am Chiemsee und zum Hintersee. Sie haben ja Geld in Hülle und Fülle. Die Abwertung des Schweizerfrankens brachte dem Direktor reichen Gewinn, man kann sich alles erlauben, der Himmel allein ist die Grenze.

Abends gibt's Unterhaltungen und Amusements in reichlicher Auswahl. Da ist die «Staatliche Kurkapelle Reichenhall», das Bauerntheater, die Volksbühne, Cafés mit ihren kreischenden Jazz-Orchestern für Tanzbelustigung usw.

Bei einem längeren Halt in der Nähe von Berchtesgaden fahren einige Leibwachen Hitlers auf Motorrädern vorüber, gefolgt von einem protzigen Wagen des Führers. Als Fahrgäste erkenne ich Hitler, und zu seiner Linken Rudolf Heß. Hitler ist aufgeräumt, er spricht zu Heß. Im Vergleich zu Heß ist der Führer eher von kleiner Statur. Die Menschen auf dem Bürgersteig grüßen stramm.

In Felden am Chiemsee traf ich kürzlich bei einer längeren Wartezeit einen Privatchauffeur aus dem Ruhrgebiet. Dieser «Kollege» war ein fanatischer Hitlerianer. Ein großer, fester, nicht unschöner Mann, mit einer dicken Havanna zwischen den Zähnen. Er steckt in einer ungewöhnlich prahlerischen Uniform und fährt einen schweren «Maybach». Für die Gesinnung meiner Herrschaft zeigt er einige Neugier. Daß er Angehöriger der SS ist, hab' ich bereits bemerkt, auch hat er sich schon vorsorglich unsere Autonummer notiert. Ich sage in voller Aufrichtigkeit, daß diese Direktor R.s gute Nationalsozialisten seien und dem Dritten Reich in jeder Hinsicht treue Gefolgschaft leisten. Dann erzählt er mir, wie er seine Leute im Zaum halte. Praktisch sei er der Chef, und diese «Schweine», die ihn vor 1933 unter der Knute hielten, wolle er nun nach nationalsozialistischem Muster aufziehen. Wie es überhaupt mit meiner Gesinnung stehe, fragt er mich unverhofft. Ja, sage ich, den inneren Haß gegen diesen Mann verbergend, daß ich für politische Sachen weder Zeit noch Interesse habe. Das komme alles auch in der Schweiz noch. Ähnlich wie das christliche Evangelium werde diese neue Lehre alles bewegen und

bekehren. «Wer da nicht freiwillig mitmacht, der muß ‚behandelt' werden, das ist ganz einfach», so predigt dieser SS-Chauffeur.

3. August 1937. — Dies ist ein mißlicher Reisetng. Wir sind auf der Strecke Innsbruck-Kitzbühl-Berchtesgaden. Nach der tirolischen Hauptstadt geraten wir in einen Platzregen, und kurz vor St. Johann, wo die Straße nach Kitzbühel abzweigt, überholt uns ein tschechisches Personenauto. Der Wagen streift uns zufolge Gleitens auf der durchnäßten Landstraße. Der tschechische Fahrer stoppt und entschuldigt sich, worauf ihm R., ohne von meiner Seite zu rücken, die ärgsten Schimpfworte zubrüllt. Der Schaden ist minim, ein leichter «Kratzer» an der Karosserie. Der fremde Fahrer entschuldigt sich nomals in gebrochenem Deutsch. Nun spricht der aufgebrachte Direktor in den nächsten zwei Stunden ausschließlich über die grausamen Tschechen, bis wir in der Abenddämmerung bei Melleck am Steinpaß vor Berchtesgaden die deutsche Grenze erreichen.

4. August 1937. — Zwischen München und Ingoldstadt, Richtung Nürnberg, wird unter schwerer Bewachung ein riesiges Munitionslager angelegt.

Die Stimmung unter der Bauernschaft ist in letzter Zeit nicht besonders rosig. Die Ursache liegt vermutlich in den endlosen Vorschriften des Ackerbauministeriums, und nicht zuletzt wegen des niederen Milchpreises. Die Bauern müssen den Molkereien den Liter Milch für neun Pfennig abliefern.

Der Mangel an Rohstoffen in der Baubranche ist überall akut. Neubauten, soweit sie keinen militärisch-strategischen Charakter haben, liegen still. Die Jagd nach Ersatzstoffen ist allgemein.

7. August 1937. — Ein emsiger Betrieb herrscht auf dem deutschen Militärflugplatz außerhalb Plauen im Vogtland. Es sollen sich hier große Flugzeugunterstände befinden. Entlang der ganzen tschechisch-deutschen Grenze sieht es aus wie in einem Heerlager.

11. August 1937. — Am Südende des Städtchens Ellwangen, zwischen Dinkelsbühl und Aalen, sind die großen Kasernenbauten für die SS-Leibstandarte kürzlich beendigt worden. Nördlich von Ansbach, bei Kettlbach, sieht der Reisende ansehnliche Garnisons- oder Rüstungsanlagen im Werden. Auf Schritt und Tritt, wohin man auch schaut, vollzieht sich eine langsame aber stete Mobilmachung im ganzen Reiche.

23. August 1937. — Aber auch in Österreich wird zusehends aufmarschiert. So sehe ich heute in der Nähe von Innsbruck motorisierte Haubitzenabteilungen des Bundesheeres.

29. August 1937. — Nach einer Fahrt im deutschen Bodenseegebiet mit Gästen aus Thüringen, ersucht mich mein Chef R. abends in Lindau, ins Gebäude der deutschen Arbeitsfront einzutreten. Es war gerade eine «Kraft-durch-Freude»-Kundgebung im Gange. In der großen Halle wimmelt es nur so von Fahnen, SA-Leuten, SS, Arbeitsfröntlern, KdF-Touristen, Musikkapellen und Hitlerjugend. Ich hatte Hunger und wollte vor der nächtlichen Heimreise noch mein Abendbrot einnehmen. Es sind wohl tausend Personen anwesend. Die Vorführung ist aus über neunzig Prozent Propaganda, also eine Angelegenheit, die mich absolut nicht interessierte. Als dann noch das Horst-Wessel-Lied gesungen wird und alles wie auf Kommando stramm zum Gruße sich erhebt, nehme ich meine Mütze und schreite dem Ausgang zu. Ein SA-Türhüter fragt mich, was los sei. Fahren müsse ich, fahren — geb' ich ihm zur Antwort!

NAGL IN SA-UNIFORM AUF SCHWEIZERBODEN

4. September 1937. — Bei der heutigen Ausreise nach Deutschland zum Besuche der «Auslanddeutschen-Tagung» in Stuttgart bringt Nagl seinen SA-Mantel und seine -Mütze in unserem Wagen unter. Den Rest der Uniform hat er sich bereits angezogen und nur durch seinen Zivil-Regenmantel verdeckt. Beim deutschen Zoll in Lindau verschwindet er für einige Minuten, tritt sodann in voller Uniform eines SA-Stützpunktleiters in der Schweiz vor mich hin und sagt, ob ich wohl keine Bange habe. Meine Antwort kam prompt, fast unwillkürlich und unüberlegt: «Ja, Herr Nagl, fürchten? Nein, mir fürchtet es auch vor dem Teufel nicht!» Glücklicherweise war der braune Emporkömmling in solch freudiger Stimmung über den kommenden Tag und seine schmucke Uniform, daß er die Bemerkung meinerseits als Spaß aufnahm. Nach dem Hauptakt in Stuttgart, allwo ein riesiger Fackelzug der SA, ein Feuerwerk, dessen Kosten ein Mann aus dem Fach auf nahezu eine halbe Million Mark schätzte, spricht noch Herr Dr. Joseph Goebbels. Er referiert von einem Balkon des Hotels «Zeppelin». Das Gebäude wurde schon am frühen Abend von der Waffen-SS vorsorglich umstellt und bewacht. Ein Sprechchor, bestehend aus jungen Leuten, rief den Propagandaminister noch zweimal auf den Balkon zurück, wobei ihm die vieltausendköpfige Menge fanatischen Applaus darbrachte.

6. September 1937. — Kurz nach Mitternacht fahre ich mit einem vollgepfropften Wagen der Heimat zu. Ein dichter Nebel lastet über dem Donaubecken und senkt sich allmählich wie ein Schleier aufs Gelände — Bodennebel. Die Insassen hinter mir schlafen, der österreichische Zollchef F. aus Buchs schnarcht sogar vernehmlich. Nur R.

in seiner Nervosität, in seiner steten Angst, ist wach und will mir mit seiner Besserwisserei das schwierige Fahren noch mehr erschweren. Die Aufregung hält auch mich wach, während ich mich doch ständig über R. ärgere. Endlich entweichen wir im fahlen Morgengrauen bei Ravensburg dem scheußlichen Bodennebel. Um halb acht stehen wir vor den Schweizer Zollschranken in Schaanwald. Nagl sitzt in einem Mittelnotsitz in SA-Uniform. Zivilhut und Regenmantel verhüllen die verbotene Kleidung.

20. September 1937. — Um ein Uhr morgens wurde unser Auto auf der Schweizerseite der Buchser Straßenbrücke von zwei Kantonspolizei-Detektiven angehalten. Nachdem die Insassen inspiziert sind, kann ich wieder weiterfahren.

21. Septemher 1937. — Beim deutschen Zollposten vor Lindau geraten wir in eine deutsche Devisenfahndungskontrolle. Sogar der Herr Direktor muß sich einer gehörigen Visitation unterziehen. Der Krankenwärter Sch. muß wegen einiger Kilo Äpfel von den Zöllnern harte Worte hören. Man kann sich vorstellen, wie sich solch gute Parteimitglieder erniedrigt und zerknirscht fühlen, wenn sie vom eigenen Staate auf diese Weise behandelt werden.

Zwei Deutsche, die im R.-Betriebe meisterierten, sind zum Militärdienst eingezogen worden, und wie verlautet, sollen sie dem Nachrichtentrupp eines deutschen Gebirgsregimentes zugeteilt worden sein.

ERSTER HAKENKREUZFAHNENTRANSPORT

1. Oktober 1937. — Die Arheit im Ortsstützpunkt der NSDAP im Werdenberg hat sich seit der Stuttgarter Tagung merklich intensiviert.

Nagl soll fünfzig junge Liechtensteiner durch einen Mittelsmann, unter Versprechung von glänzenden Verdienstmöglichkeiten, ins Dritte Reich gelockt haben.

Heute abend kamen wir von Friedrichshafen her. Nagl hat bei einem seiner Vertrauten im Lindauer Zollhaus eine große, geweihte Hakenkreuzfahne in Empfang genommen. Diese wird nun im R.-Wagen Nr. SG 6948 durch Österreich geschmuggelt. In Schaanwald, beim Schweizerzoll, wird die Kontrehande vorgewiesen und verzollt. Gleichzeitig kann ich den diensttuenden Grenzer durch ein Zeichen auf den Reisekoffer aufmerksam machen. Hier wird dann noch ein SS-Uniformstück zutage gefördert.

Es war eine lange und peinliche Revision, bei der R. wacker schwitzte und vor Nervosität beim Weiterfahren nahezu explodierte.

2. Oktober 1937. — Beim Schweizerwirt Sp. findet nun ein großer Parteischmaus statt. Es soll das Erntedankfest sein. Die schöne Fahne wurde ordentlich eingeweiht unter Tanz und vielem Alkohol. Die Herren Fabrikanten und ihre Getreuen waren mit allen Gefolgschaften von nah und fern beieinander. So die Teppichfabrikanten, Schuhfabrikanten, Ledertaschenindustrielle und Leiter von Lampenschirmkonstruktionen. Nagl sprach von der Unvergänglichkeit des neuen Reiches, und das Horst-Wessel-Lied wurde von einem jubelnden Publikum gesungen. Daß diese nationalsozialistische Veranstaltung auf Schweizerboden nicht gestört wurde, dafür war von den Organisatoren, dem Wirt und anderen Instanzen, Sorge getragen worden.

11. Oktober 1937. — Wohl aus Geschäftsneid hat der deutsche Naziwirt W. verlauten lassen, daß er in seinen Lokalitäten keine weiteren Versammlungen der Nagl-Leute dulde. Vielleicht wird doch das nächstjährige Fest in seinen Räumlichkeiten abgehalten, sofern die Gruppe nicht allzu rasch ihre Mitgliederzahl verdoppelt.

14. Oktober 1937. — Auf einer Fahrt mit den beiden ältesten Töchtern der R. nach Italien, beginnen diese kurz nach Passieren des Reschenpasses auf italienischem Boden mit einer auffallenden Glorifizierung demokratiefeindlicher Mächte und mit Schimpfworten auf die Schweiz und deren Einwohner. Sie haben im Unterricht bei Herrn Nagl, in der Hitlerjugend, schon allerlei zugelernt.

Seit die R.s sich absichtlich von den Vergnügungsplätzen unserer Schweizer Mitbürger zurückgezogen haben, hört man zuweilen die Klage, die Einwohner seien nicht mehr so freundlich, man könne keinen Spaß mehr haben. So sehen diese Menschen die Schweiz und ihre Einwohner durchs «braune Glas».

Dabei ist zu erwähnen, daß diese Neulinigen durch ihren Führerkultus und ihren abgesonderten Gesellschaftsbetrieb sich selbst von uns distanziert haben. Es stellt sich die Frage: sind wir denn wirklich für diese Sorte von Ausländern nur ein willkommenes Ausbeutungs- und Kolonisierungsobjekt geworden? Müssen wir uns all das von diesen undankbaren Gästen gefallen lassen?

Jedwelcher, sei er nun dieser oder jener Nationalität, so er ehrlich und aufrichtig versucht, sich uns anzuschließen und unser Volkstum zu verstehen und zu erleben, der mit uns Freude und Leid teilt, wird überall im Lande Freunde und Gönner finden. Diese Kreise aber um Nagel und R. werden uns von Tag zu Tag fremder und unverständlicher.

Die R.s besitzen eine höchst widersprechende Gesinnungsverfassung. Sie schimpfen auf nationalsozialistisch über die Juden, lassen es sich aber nicht nehmen, in ihren Meraner Ferien mit hundertprozentigen Nichtariern Dolomitenfahrten zu unternehmen. Nachher schimpfen sie aber wieder lustig weiter, trotzdem sie ihre Fertigwaren an

jüdische Großkaufleute in der Schweiz verkaufen. Die fetten Gewinne der jüdischen Abnehmer und der Schweizer Kundschaft ermöglichen es dieser neureichen Familie, andauernd auf großem Fuß zu leben und schöne Sümmchen ins neue Reich zu dislozieren. Herr Direktor R. versichert Drittpersonen, er politisiere nicht. Er hält aber sehr enge Beziehungen zu hohen politischen Persönlichkeiten. Stundenlang kann er auf längeren Reisen über Politik referieren. Sobald man aber auf Befragen den Schweizer Standpunkt einnimmt, ist es mit seiner guten Laune vorbei. Bei ihm sollte man immer ja sagen, man sollte ihm immer Recht geben. Tut man dies in unabhängiger, eigener Ansicht, so ist es eben «lätz». Bei ihm kommt erst das Deutsche und nochmals das Deutsche, und erst lange nachher etwas anderes. Der deutsche Standpunkt ist bei ihm der ewig richtige, gleichgültig, ob ihn heute Hitler oder morgen Göring vertritt. R. erwartet, daß man ihm traut und anvertraut. Er selber ist aber immer mißtrauisch und läßt sich von jedem seichten Klatsch ins «Bockshorn» jagen. Auch ist er zugänglich für Schönredner, Schmeichler und Schmarotzer.

Wenn wir auf Deutschlandfahrten der Wehrmacht begegnen, sagen die Mädchen, wir Schweizer seien die schlappigsten Soldaten. Zu Hause, in der Schweiz, aber flirten und ziehen sie recht auffallend mit unseren Soldaten herum. Ob sie wohl auch in dieser Richtung Aufträge des Herrn Nagl erfüllen?

In Deutschland läßt man sich gerne strahlend als Einwohner der Schweiz bewundern. Die Töchter insbesondere, die sich in der Schweiz wenig schweizerisch benehmen und aufführen, sprechen dann als große Aufschneiderei ihren Schweizer Dialekt.

15. Oktober 1937. — Am Karrerpaß in den Dolomiten treffe ich bei einem Halt mit einem deutschen Chauffeur aus Rom zusammen. Er führt in seinem italienischen Wagen eine deutsche Gräfin herum. Eigentümlich, dieser Mann schimpft leidenschaftlich über Mussolini und den Faschismus. Sein einziges Zutrauen zu mir ist meine Schweizer Nationalität.

Die letzten Tage sind zu einer verrückten Autoraserei geworden. Eine Nacht logieren wir im «Hotel Post», Landeck, eine zweite im «Savoy» in Meran, dann wieder im «Roten Hahn» in München, und dann wieder als Stammgäste in der «Goldenen Rose» in Weißenburg, Bayern. Zu Mittag rasten wir in Santa Maria im «Weißen Kreuz», in Bozen, am Brennerpaß, in Innsbruck, Nürnberg und Gera. Dies nur, um wenige Stationen zu erwähnen, wo man richtigen Halt machte.

14. November 1937. — Aus einem Brief an die Instanzen der Evangelischen Kirchensynode des Kantons St. Gallen:

Werte Glaubensgenossen!

Vorerst möchte ich Sie bitten, im tiefsten Vertrauen meinen Namen, in Verbindung mit den nachstehenden Zeilen, nirgends zu verraten oder zu veröffentlichen, denn die Gestapo hat ein scharfes Auge bei meinen Reisen und Aufenthalten im Dritten Reich, anderseits bindet mich mein Arbeitsverhältnis bei einem Reichsdeutschen.

Nun möchte ich Sie auf die Umtriebe der deutschen Nationalsozialisten in unserer gegenwärtigen Vorweihnachtszeit aufmerksam machen. Wie in den verflossenen zwei Jahren, soll auch heuer von diesen Leuten voraussichtlich eine christlose Feier durchgeführt werden, und zwar etwa vierzehn Tage vor Weihnachten. Anstelle des Erlöserkreuzes werden Hakenkreuze im Kerzenschmuck funkeln. Der erhabene Weihnachtsgesang soll der abgehackten Hymne des ‚Horst-Wessel-Liedes' weichen. Momentan sind die deutschen Auslandsorganisationen in der Schweiz eifrig daran, alle zu ergatternden Adressen deutscher Kinder zusammenzutreiben. Es sollen sogar Pfarrämter um Mithilfe angegangen worden sein. Der Zweck der Übung ist, diese Kinder und Familien, speziell wenn sie noch nicht Nazi sind, ausgiebig zu beschenken. So eingeseift, werden sie wohl oder übel zwangsläufig bei den unchristlichen, neuheidnischen Weihnachtszeremonien mitmachen. Hier beginnt dann aber auch die Propaganda mit ihrer Halbgötterverehrung, an den hereingefallenen Christen zu arbeiten. Derweil sind ihre Namen durch die Konsulate weitergemeldet, und sie müssen in der Folge dann überall mitmachen. Kann nicht unsere starke Landeskirche, vielleicht im Verband mit den Katholiken, diesem unchristlichen Wühlen solcher unschweizerischer Elemente auf Schweizerboden etwas entgegensetzen?

Ungeachtet des Risikos in meiner Stellung, erachte ich es als meine Pflicht, als Glied unserer Landeskirche und als Schweizer, Sie über die obenerwähnten Vorgänge zu warnen.

Mit Hochachtung Signatur und Adresse.

Im Angesicht der kommenden «deutschen Weihnacht» und der bereits eingesetzten Adressen-Agitation habe ich in Bedrängnis diesen Brief an die kantonale Kirchenbehörde geschrieben. Was diese vorgekehrt hat, ist mir nicht bekannt, denn eine Antwort wurde mir nie zuteil.

12. November 1937. — Der Wegzug Nagls, der nun befördert werde, sei auf Januar vorgesehen. Hoffentlich jagen ihn unsere Behörden alsbald in sein Hitler-Paradies.

12. Dezember 1937. — Der deutsche Wirt W. muß auch schon sehr tief mit diesen Brüdern in der braunen Sauce stecken. Er wollte ja die Nazi-Versammlungen nicht mehr haben. Nun wird aber gerade ausgerechnet bei ihm die Hakenkreuzweihnacht gefeiert. Dafür soll sich der Schweizerwirt Sp. angeblich von Nagl aus Geschäftsinteressen zurückziehen.

14. Dezember 1937. — Die Stützpunktleute haben also ihre unchristliche Feier bei zahlreicher Beteiligung abgehalten. Es wurden wiederum einige als «deutsch» befundene Kinder zum Feste geladen und durch die Winterhilfe mitsamt den Eltern, durch den Goebbelsschen Propagandatrick beschenkt und zum neuen Deutschtum angehalten und ihm einverleibt.

Nach einem abscheulichen Intrigenspiel gegen das Solothurner Dienstmädchen, quittiert dasselbe die Stellung in diesem ruhelosen Hause.

EIN TELEPHONGESPRÄCH MIT SCHUSCHNIGG

11. März 1938. — Als ich spät mit dem neuen «Mercedes» von Zürich heimkomme und wohl kaum zwei Stunden geschlafen habe, schrillt das Telephon.

Ein Herr Schuschnigg antwortet. Er tituliert mich als Herrn Bischofberger. Ich versichere ihm, er sei wohl falsch verbunden. Nein, nein, spricht er auf gut «österreichisch», aber ich soll um Himmelswillen nicht immer unterbrechen. Der Sprecher ist in großer Aufregung. Er werde morgen, also am 12. März, mit dem Nachtschnellzug in Buchs ankommen. Man solle ihn abholen. Dann folgte ein Knacken und ein Gepolter, und die Verbindung war weg. Nach einer Rückfrage auf die Fernzentralen in Sargans und St. Gallen wurde mir mitgeteilt, daß alle Drähte von Österreich her überlastet seien. Es handelte sich offenbar um eine Fehlverbindung, denn der gewünschte Herr Bischofberger hatte eine gleiche Nummer, mit Ausnahme der Endziffer. Die Zukunft wird einst abklären, ob es sich in dieser für Österreich so tragischen Nacht um den ehemaligen Bundeskanzler gehandelt hatte.

Es ist geradezu ein recht seltsamer Zufall, daß Herr Direktor R. am schwärzesten Tage Österreichs einen neuen, kostbaren «Mercedes» kauft!!

SCHWARZE TAGE FÜR ÖSTERREICH

13. März 1938. — In Feldkirch herrscht heute ein jahrmarktartiges Treiben. Viele Menschen stehen mit verdutzten Gesichtern herum. Überall Hitlergrüße. Zuweilen mischt sich ein neugebackener SA-Mann in die Menge, erkenntlich an der Armbinde, später besorgen sie den Polizei- und Ordnungsdienst. Gerüchte gehen herum, man habe in der bekannten Klosterschule bei einer Haussuchung Waffen und Munition vorgefunden. Das Hakenkreuz dominiert im reichlichen Flaggenschmuck. Nur vereinzelt und ganz bescheiden wehen noch hier und dort die österreichischen Farben. Österreich, vom Nationalsozialismus unterhöhlt und geschändet, ist untergegangen. — Heute abend soll ein Siegesfackelzug stattfinden.

Es war ein wilder Anblick, dieser unheimliche Fackelzug, mit den Tausenden von Menschen, die die braune Pest mit Jubel und Freude begrüßten und ihr hehres Vaterland wie einen billigen Schuhlumpen in den Straßengraben warfen. An der Spitze, nach dem ersten Spiel, marschierte eine Gruppe der Wehrmacht, Soldaten in Gala. Die Begeisterung war zum größten Teil eine Angelegenheit der Marschierenden selbst. In den dunklen Torbogen und auf den Bürgersteigen drängen sich viele stille Menschen, Menschen, die traurig waren, Menschen, die weinten. Unter den Zuschauern befanden sich etliche Schweizer, solche mit blutenden Herzen, und solche, die «Sieg Heil» mitriefen. Hunderte von Reichsdeutschen waren in Sondertransporten aus der Bodenseegegend gekommen, um als Sprechchöre und Siegesgruppen im Fackelzuge mitzuwirken. Auch Liechtensteiner sind zugegen, und etliche aus dieser Landesjugend, speziell vom unteren Teil, machten eifrig mit.

In Bludenz zieht ein sonderbarer Demonstrationszug durch das

Städtchen. Eine lange Kolonne vollausgerüsteter österreichischer Gebirgsartillerie, von deutschen Offizieren geführt, Hitlerjugend und SA, in wilder Freude über das Ende ihrer Illegalität, Jungvolk und einige Gruppen Infanteristen der Wehrmacht marschieren hinter einem buntzusammengesetzten Spiel. Auf dem Rathausplatz wird Aufstellung genommen, wonach einige Volksgenossen unter fortwährenden «Sieg-Heil»-Rufen zur ansehnlichen Menge sprechen.

Ein alter Bauer, mit sorgenvollem Gesicht und wirren grauen Haaren, sagt zu mir, als ich im parkierten Wagen auf meine siegestrunkenen Gäste warte:

«Daß ich diese Schande noch als alter Österreicher erleben muß! Erst nimmt man uns die Kinder, dann die Frauen, und jetzt noch unser Vaterland!»

Im ganzen war die Stimmung, gemessen im Verhältnis zu Feldkirch, unter den Zuschauern eher zurückhaltend. Den größten Lärm machten die Jungen.

Die Verbrüderungsfeier der Werdenberger Nazisten dauerte bis lange nach Mitternacht. Hier wurde mir auch bewußt, daß Herr Nagl von seinem Sitz im Bezirk Werdenberg aus auch noch andere, weit größere Gebiete in gewissen Funktionen vertrat. Da war zum Beispiel eine gewisse Frau Hohmeier aus dem Liechtenstein, und verschiedene Parteipersönlichkeiten aus dem Vorarlberg, mit denen er vertraulich in seiner Festestrunkenheit jubilierte. Auch meiner Herrschaft scheint dieser Nazi-Siegestaumel ordentlich zu Kopfe zu steigen, speziell als Nagl erklärt, nach der Eroberung Österreichs komme nun auch das übrige Europa an die Reihe.

Am Morgen, als ich die alkoholisierten Gäste auf Schweizerboden heimbefördere, wird man nicht müde mit den vielen «Heil-Hitler»- und «Sieg-Heil»-Rufen.

14. März 1938. — Die gesamte Familie des früheren österreichischen Zollchefs F., die sich vor dem Publikum immer so harmlos und und immer so neutral verhielt, läßt nun ihre Maske in aller Öffentlichkeit fallen.

Der Mann hat sich bereits ein Parteiabzeichen der Nazi an den Rock geheftet und stolziert herum wie ein streitsüchtiger Gockel.

Wir fahren an diesem schönen Vorfrühlingstag nach Bregenz. Die Madame hat vier Frauen aus der deutschen Kolonie im Werdenberg mit sich genommen. Sie zeigt ihnen prahlerisch die neuannektierten Gefilde im Vorarlberg.

In Götzis und Hohenems sieht man noch hie und da ein österreichisches Flaggentuch, doch schon in Dornbirn und erst recht in Bregenz gibt's nur Hakenkreuzfahnen. Die Heerstraße durchs Vorarlberg ist nun sehr belebt. Grüne Polizei in Überfallwagen patrouilliert die Straßen um Bregenz. Um vier Uhr nachmittags kreisen etwa siebzig Flugzeuge der deutschen Luftwaffe über der Stadt.

Teile des 14. Infanterie-Regimentes marschieren mit der deutschen Kriegsflagge unter feierlicher Marschmusik auf den Stadtplatz, wo die besammelten österreichischen Truppen auf die neue Fahne und ihr neues «Vaterland» vereidigt werden.

Ein ungeheurer Strom von invasierenden Truppen flutet nun von Lindau her. Schupo, SS auf Motorrädern, kleine Trupps SA, Spezialisten der Wehrmacht, Lastzüge aus Neu-Ulm, mit Säcken hochbeladen, poltern an uns vorüber, Wehrmachtsoffiziere in ihren Autos, Kolonnen auf Kolonnen von Radfahrern mit und ohne Uniform. Alles strömt in Richtung Dornbirn. Beim Bahnhof wird gemunkelt, daß sieben Extrazüge aus dem Bodenseegebiet eingeschaltet wurden, um die Menschenmassen zum abendlichen Fackelzug in Dornbirn zu bringen. Der Umzug in Dornbirn soll denjenigen von Feldkirch noch überbieten. Deutsche Kavallerie zieht nun auch in Bregenz ein. Wehrmachtstruppen sind bereits in die große Kaserne eingezogen.

Auf dem Rückweg, als wir durch das menschenerfüllte, vollgepfropfte Dornbirn via einer Umleitung fahren, kreist eine mächtige Staffel Kampfflugzeuge über dem Ort.

In unserem kleinen, schönen Nachbarstaat Liechtenstein macht sich mehr und mehr ein nationalsozialistisches Gangstertum breit. In der Gewerbeschule des Hauptortes Vaduz sollen einige Schüler mit Hakenkreuzabzeichen zur Schule gekommen sein. Bei der Aufforde-

rung, dieselben verschwinden zu lassen, sollen sie aus Protest den Unterricht geschwänzt haben. Man darf aber auch in Liechtenstein diese Vorkommnisse nicht verallgemeinern. Es gibt unter den Liechtensteinern auch Antifaschisten, sie führen seit Monaten, besonders in den unteren Gemeinden, einen harten Kampf gegen das braune Gezücht.

Mein Chef bemerkt heute abend zu mir, daß Hitler das größte Genie aller Zeiten sei. Er muß es wissen als Nationalsozialist, er, der nun fast Tag und Nacht am Radio sitzt und seine Überzeugung der deutschen Propaganda verdankt.

17. März 1938. — Auf der Fahrt über Feldkirch durch das neue Gebiet «Großdeutschland» nach Lindau haben wir außer Herrn Nagl wieder einen neuen Passagier. Diesmal ist es ein Rucksackfabrikant. Er hat schon seit einiger Zeit mitgemacht, wollte aber aus Geschäftsrücksichten nicht ans Licht treten. Nun war ja Hochkonjunktur für den Nationalsozialismus, und für den Herrn Bl. keine Gefahr. Jetzt konnte es nicht mehr fehlen. Auch er trägt nun öffentlich ein Parteiabzeichen und prahlt am deutschen Zoll bei Schaanwald, was er schon alles unter Nagl geleistet habe.

Am Zoll hat sich auch entschieden vieles geändert. So stehen beispielsweise bei Tisis an Stelle der jungen Feldkircher Burschen mit ihren Armbinden von gestern nacht, heute einige protzige Münchner Schupos. Auch ein echter deutscher SA-Mann, ein SS- und Gestapohäuptling amtieren geschäftig herum. Bei der Durchfahrt durch Feldkirch gewahrt man auch schon Hakenkreuze in den Geschäftsauslagen. Sogar an einem Mistfuhrwerk zwischen Feldkirch und Götzis sind vorsichtshalber von einem überängstlichen Bauern kleine Hakenkreuzfähnlein aufgesteckt. Am besten klappt die deutsche Beflaggung in Dornbirn. In Bregenz herrscht emsiges militärisches Leben. Vor dem neuen Gewerbeschulhaus steht eine österreichische Wache, vor den Kasernen je ein deutscher und ein österreichischer Soldat. Beim prominenten Hotel an der Hauptstraße, das wahrscheinlich als Kommandoposten der deutschen Wehrmacht benutzt wird, steht ein schwerbe-

waffneter Doppelposten. Auf dem Rückweg von Lindau hat man die fanatisierte Tochter Nagls, die über den Umsturz im Vorarlberg «arbeitete», zum Ausruhen von ihren Strapazen nach Hause genommen.

In Bregenz sausten Überfallwagen und Ambulanzen umher. Beim «Mohren» wurde ein jüdisches Geschäft von einigen Nazi-Radaubrüdern ausgeplündert, während die Polizei schützend, den Dieben Wache steht. Jawohl, das ist der berühmte Sozialismus des Herrn Hitler, der nun auch im ehemaligen gemütlichen Lande Österreich seinen lärmenden Einzug hält.

Aber auch in Dornbirn sind Haussuchungen und Sühneaktionen im Gang. Auch hier liegt ein wackeres Kontingent der Wehrmacht. In Hohenems und Götzis ist es anscheinend ruhig, während in Feldkirch «gesäubert» wird, wie sich die Nazi ausdrücken. Zur besonderen Verwendung und, man kann auch so sagen, zur Erinnerung, hab' ich in den letzten Tagen über die Siegesfestlichkeiten etliche Schweizer Autos notiert bzw. ihre Nummern aufgeschrieben.

Die Annexion Österreichs hat diese Werdenberger «Volksgenossen» in einen wahren Freudentaumel versetzt. Nach Bemerkungen ihrer kompetenten Instanzen zu schließen, soll nun auch bald das schwergeplagte Deutschtum in der Schweiz erlöst werden.

EINE ABSTIMMUNGSPROPAGANDA

3. April 1938. — Während der einsetzenden Abstimmungspropaganda, also Anschlußabstimmung unter deutscher Besetzung, sind sozusagen keine deutschen Soldaten zu sehen. Turner durchziehen die Straßen in strammer Marschordnung unter Führung erkenntlicher Parteileute, und singen deutsche Kampflieder.

Mein Chef macht nun auch Propaganda auf Schweizerboden, um laue Deutsche an die Urnen in Feldkirch zu locken. Gar oft steckt er diesem und jenem eine Fünfer-, ausnahmsweise bei einem schwierigen Fall, eine Zwanzig-Franken-Note zu. Sie werden ihre Stimme sicher für den Führer abgeben.

Über das kleine Ländchen Liechtenstein ist man sehr verärgert. Es geht alles so langsam. Herr Nagl wird ungeduldig, er schimpft sehr oft über den wackeren Gemeindevorsteher Risch. Alle Achtung vor einem solchen Liechtensteiner. Das Fürstentum darf für alle Zeiten stolz auf diesen Bürger sein.

Die Direktors werden nun mit jedem Tag politisch rühriger. Man verkehrt jetzt nur ausschließlich mit erprobten Gesinnungsgenossen. Mit Nagl, dem Krankenwärter Sch., dem Basaltantreiber B. und mit dem fanatischen Ehepaar F., dem Werkmeister der R.-Fabrik. Immer und überall ist nun der alias österreichische Zollchef F. mit seinen opfer- und einsatzbereiten Familienangehörigen dabei.

4. April 1938. — Heute muß ich R. aufs deutsche Konsulat in St. Gallen fahren. Vorher hat er im Werdenberg alle deutschen Pässe eingesammelt, diese läßt er nun in St. Gallen abstempeln, zur Kontrolle für die Abstimmung am 10. April.

8. April 1938. — Wir fahren wieder ins besiegte Österreich. Der Flaggenschmuck harmoniert nun nach deutscher Vorschrift. Allüberall die rote Fahne mit dem schwarzen Hakenkreuz auf weißem, kreisförmigem Grund. Vor Dornbirn werden wir von SA auf eine Umleitung abgelenkt. Das Städtchen ist in treibenden Vorbereitungen für eine Großkundgebung. Gauleiter Bürkel soll sprechen, so heißt es.

10. April 1938. — Auf Anordnung meines Chefs wird mit seinem Wagen ein Pendelverkehr zwischen Schweizer Orten an der Grenze und dem Vorarlberg eingerichtet, um alle Reichsangehörigen aus dem diesbezüglichen Gebiet im Schlepperdienst an die Urnen in Feldkirch zu bringen. Kostenloser Transport und ein Freibillett zum Kino bilden die Lockspeise. Für ganz unbemitteltes Abstimmungsvolk hat man noch andere Zuschüsse in Reserve.

Eine Gruppe der Wehrmacht zieht singend durch Feldkirch. Polizei- und Lautsprecherwagen zirkulieren. In leidenschaftlichem, drohendem Tone wird die Bevölkerung aufgefordert, dem Führer seine Stimme abzugeben. Wer mit Nein stimme, sei ein Verräter, ein Volksverräter.

Grüne Polizei, SS, SA, Wehrmachtsoffiziere sind überall zu sehen. Man kann sich des Gefühles nicht erwehren, daß irgendwo für Allfälligkeiten Pikettruppen in Bereitschaft stehen. Zahlreiche Autos besorgen von nah und fern den Wahlschlepperdienst.

Herr Nagl in seiner SA-Uniform, als Stützpunktleiter, jagt mit Wehrmachtsangehörigen in einem Armeewagen durch die Straßen. Einige Liechtensteiner Autos tragen bereits kecke Hakenkreuzwimpel. Beim Zoll in Tisis kommen zahlreiche Deutsche aus der Schweiz an. So treffe ich zufällig auf eine zahlenmäßig wackere Abordnung aus Davos, wie mich ein Grenzer orientierte. Viele darunter haben bereits auf Schweizerseite ihre Parteiabzeichen aufgesteckt.

HAKENKREUZFAHNENSCHUB NR. 2

12. April 1938. — Heute sehe ich Nagl, wie er während der Zollrevision ein zweites Hakenkreuzbanner aus dem Schweizerzoll in Schaanwald herausträgt, in seinem Wagen verstaut und nach der Schweiz fährt.

Großer Jubel herrscht im Stützpunkt über das Feldkircher Abstimmungsresultat. Mit fast hundertprozentiger Mehrheit wurde dem Anschluß ans Deutsche Reich zugestimmt. Nach den Aussagen des Nagl sollen aus Liechtenstein allein über tausend Deutsche und Österreicher zur Urne gekommen sein. «Bald haben wir auch Liechtenstein», flüstert er geheimnisvoll.

17. April 1938. — In Schruns, im Montafun, auf einem dortigen Parkplatz, bedeutet mir ein Mitglied der Hitlerjugend, daß nun auch die Schweiz drankomme.

24. April 1938. — Bei Stuben am Arlberg, in der Umgebung des Posthotels, komme ich in meiner Wartepause mit einem deutschen Töffahrer ins Gespräch. Er ist der festen Überzeugung, daß die Schweiz, die deutsche Schweiz, zum Reiche Adolf Hitlers gehöre.

Solche Andeutungen und Hinweise häufen sich in letzter Zeit, sie sind dazu geeignet, die Verwirrung nun nach der Vergewaltigung Österreichs wieder in ein anderes Land zu tragen. Man sucht nun weiter nach neuen Opfern. Alles geschickt durch die Goebbelssche Meisterpropaganda inszeniert.

23. April 1938. — Mit Spott und Hohn sprach man vor der deutschen Invasion Österreichs von diesem Lande. Man nannte die

Österreicher so unter sich, als lächerliche, clownhafte Kameraden «Schnürschuh». Sie seien arbeitsscheu, allzeit leichtfertig und unmilitärische Bummelbrüder. «Die werden noch auf die Welt kommen, paßt auf», so prophezeite dieser und jener des Naglschen Stützpunktes. Seit der Einverleibung Österreichs ins Reich ist dieses Thema merklich abgeflaut. Man spricht nur zur Abwechslung auf Fahrten durch Österreich über die Größe des geschaffenen Großdeutschlands und zerbricht sich den Kopf über die exakte Millionenziffer der Einwohnerzahl des großen Reiches.

Leute, die man nicht als Parteimitglieder ansprechen kann, im Altreich wie im Okkupationsgebiet, haben allmählich seit den Märztagen 1933 und den blutigen Wiener Arbeiter-Massakern von 1934, eine stoische Gleichgültigkeit allen weiteren Entwicklungen gegenüber an den Tag gelegt. Sie tun nur, was sie müssen, sie sind aber fast überall zugegen, sie sehen alles und werden, wenn sie nicht nach Dachau oder Buchenwalde verschleppt werden, die Eindrücke dieser unvergeßlichen Tage in eine bessere Zukunft hinüberretten. Sie werden die Zeugen von morgen sein. Sie werden dereinst unter den Richtern sitzen, die über die Verbrecher dieser Zeit zu befinden haben!

Je mehr man sich heutzutage in dieser aufgewühlten, hochpolitischen Atmosphäre von der Schweizergrenze Richtung Deutschland entfernt, desto drückender fühlt man die Macht der Diktatur, und diese Macht ist momentan unaufhaltsam im Wachsen.

Viele dieser nationalsozialistischen Menschen und ihre Mitläufer sprechen beispielsweise gerade das pure Gegenteil von dem, was sie denken. Bald werden sie aber auch so denken, wie sie sprechen, sie werden allmählich von der Propaganda so hypnotisiert, daß sie jeden eingepaukten Schwindel als unumstößliche Tatsache weitergeben. Dennoch feiern Verstellung und Schauspielerei im politischen Benehmen und Getue wahre Orgien. Wehe dem, der mit offenem Visier auftritt. Er ist ein Staatsfeind, ein würdeloser Trottel und ist bereits für das Konzentrationslager vorgesehen. Er wird vom Staate verfolgt und vernichtet.

Ein herrlicher Frühlingstag liegt über den duftenden, blühenden Gärten. Ein leichter Wind bewegt die grünblauen Wasser des Bodensees. Vögel jubilieren auf Bäumen und in Büschen, als müßte diese betrogene, belogene, verführte und gequälte Welt nur froh und glücklich sein.

Der Wagen gleitet wie ein glänzender, dunkelblauer silberbeschwingter, riesiger Käfer in raschem Laufe über die Höhe vor Bregenz. Wir sind auf dem Wege nach Thüringen. Ins sogenannte Altreich. Bei einem Lebensmittelgeschäft wird noch Halt gemacht. Hier ist noch letzte Gelegenheit für die Einhamsterei. Es wird gewichtig Butter eingekauft und in einem Metzgereiladen nebenan ein ansehnliches Sortiment Fleischwaren zugeladen. Ach, wie ist doch mancher nationalsozialistische Magen heute froh, daß der vielverhöhnte Kamerad «Schnürschuh» noch solche Leckerbissen im Vorrat hat! Sonderbar — als ich am 14. März hier vorüberfuhr, einige Tage nach dem «kalten» Anschluß, plünderten fanatisierte Nazi ein Geschäft an der Hauptstraße. Heute werden die Läden mit billiger Reichsmark noch völlig geleert! Man hamstert nach dem Altreich. Ein Diebstahl großen Ausmaßes hat begonnen.

28. April 1938. — Anläßlich eines kurzen Haltes in der preußischen Garnisonsstadt Naunburg fragt mich ein junger Kontorist, ob es wahr sei, daß es in der Schweiz nur Juden und Marxisten gäbe.

1. Mai 1938. — Die Ortsgruppe begeht ihre diesjährige Maifeier mit einem großen Aufwand im Städtchen Feldkirch.

Derweil schreitet die Generalmobilmachung im ganzen Reich in geschickter Tarnung weiter. So treffe ich in Göppingen über 30,000 Mann Flaktruppen in Garnison. Ein drängendes, nervöses Treiben herrscht entlang der gesamten tschechischen Grenze. Stellungen werden ausgehoben, Befehlsstände eingerichtet und Verbindungen ausgebaut. Hier ist bereits die deutsche Wehrmacht Herr und Meister. Die Stimmung unter den Deutschen ist optimistisch, sie nähren die Hoffnung, daß die Tschechei, gleich wie Österreich, als eine reife Frucht

ihnen in den Schoß fallen würde. Die junge Republik soll nun nach genauesten Vorbereitungen kampflos erledigt werden.

4. Mai 1938. — Während eines SA-Vorheimarsches zu einer Kundgebung stehe ich neben meinem parkierten Wagen, auf dem Stachus in München. Es ist Sonntagmorgen. Ein SS poltert mich an. Er will wissen, warum ich die Fahnen nicht grüße. Als ich ihm dann meinen Reisepaß vorweise, entfernt er sich mit enttäuschter Miene.

DEN RHEIN ENTLANG BIS GODESBERG

15. Mai 1938. — Wir sind im Bad Neuenahr, unweit von Godesberg, für einen «Kuraufenthalt» angelangt. Hier noch einen raschen Rückblick auf die erste Rheinlandreise.

Wir Schweizer sind uns ja gewohnt, landschaftlich reizende Gegenden als eine Selbstverständlichkeit zu betrachten. Wir sind in dieser Richtung von unserer schönen Heimat aus ein wenig verwöhnt.

Wenn ich heute vom Rheinland schwärme, so betrifft dies eben die Eigenart dieser Landschaft. Eingebettet zwischen rebenbepflanzten Hügeln, liegt unser historischer Wasserweg, der Rhein. Von Wiesbaden herkommend, treffen wir also bei Rüdesheim auf den Strom. Fahrzeuge mit den farbigen Wimpeln vieler Nationen ziehen vorüber. Von Rüdesheim geht's nun rechtsufrig rheinabwärts auf ausgebauter Fahrstraße weiter. Vorbei an blumen- und blütenreichen Dörfern mit ihren graublauen Schieferdächern, und durch dunkelschattige Baumalleen. Auf den Höhen über uns thronten einst gefürchtete Kastelle und Ruinen. Man sagt, daß auch die heutigen Unterdrücker solche Herrenschlösser wieder bezogen hätten. Nach dem bekannten Loreleifelsen, den gefürchteten Stromschnellen, geht's bald an Schloß Stolzenfels vorüber. Soweit das Auge reicht, Wunder der Natur und geschichtliche Wahrzeichen. Bei Koblenz geht's aufs linke Rheinufer, und dem Strom entlang bis Remagen.

Auch hier herrscht reges militärisches Leben. Unweit Neuenahr in der Eifel seien große Befestigungswerke unter Bau. Viele Straßen in diesem Gebiete sind für den Zivilverkehr völlig gesperrt. Zwischen Rüdesheim und Koblenz sind alle Ortschaften voll von Wehrmachtsurlaubern. In Koblenz spricht man von baldigen großen Einquartierungen. Zur Volksstimmung des Rheinländers ist zu bemerken, daß er

im allgemeinen gar nicht so optimistisch (trotz dem österreichischen Abenteuer) in die Zukunft blickt, wie seine bayrischen und thüringischen Volksgenossen.

3. Juni 1938. — In vorgerückter Abendstunde erreichen wir auf einer Eilfahrt, von der Schweiz kommend, auf Autobahnstraßen Heidelberg. In der Bahnhofgaststätte erzählt mir ein alter Herr, der mich als Schweizer erkannt hatte, daß das gegenwärtige Heidelberg nur noch ein Abglanz der einst berühmten und besungenen Studenten-Stadt sei. In der Garage treffe ich einen höheren Unteroffizier des Arbeitsdienstes, der mir aus seinem von Kriegstheorien vollgepfropften Hirn vorrechnet, wie Deutschland imstande sei, die kleine Schweiz in wenigen Stunden zu überwältigen. Die Kriegswissenschaft ist bei diesen Neudeutschen zu einer zweiten Religion geworden.

6. Juni 1938. — Vor dem Hotel Dresen bei Godesberg, dem Orte, wo noch kürzlich der englische Premier mit Herrn Adolf Hitler konferierte, komme ich zur Nachtzeit mit einem ehemaligen Wilderer aus dem bayrischen Wald zusammen. Er hat es unter den Hunderten von Wagen auf dem riesigen Parkplatz ausgerechnet auf diese Schweizer Nummer abgesehen. Er arbeitet unter militärischem Zwang als Maurer in den Befestigungsanlagen der Eifel. Vor zwei Tagen ist er in einem günstigen Augenblick diesem Frondienst entflohen. Nun gedenke er, sich von hier in seine ferne Heimat durchzuschlagen. Tags schlafen und nachts wandern. Der Mann ist nahezu sechzig Jahre alt und hat den Weltkrieg mitgemacht. Ihm geb ich noch die letzte Zeitung aus der Schweiz sowie eine Straßenkarte Mitteldeutschlands.

7. Juni 1938. — Während einer Spazierfahrt auf dem bekannten «Nürburger Ring», der großen Autorennbahn Deutschlands, treffe ich einen Chauffeurkollegen aus dem Vogtlande, der mir u. a. erzählt, daß er vier Verwandte in verschiedenen Konzentrationslagern habe. Er ist Sozialist.

8. Juni 1938. — Nochmals auf dem Parkplatz in Godesberg. Ein Schuljunge fragt mich, ob unser Wagen der Sanität Chinas angehöre. «Warum?» frage ich verdutzt. Ja, das sei ein CH, und auf der Nummer das Sanitätsabzeichen! Dieser Hitlerjunge hat sich nun aus dem CH ein China und aus dem Schweizerkreuz ein Rotes Kreuz gemacht. Er ist natürlich ganz enttäuscht, als ich ihm seinen Irrtum berichtige. Sie lassen sich nämlich von Ausländern nicht gern berichtigen.

DIE TOCHTER E. VERHÖHNT UNSERE FLAGGE

12. Juni 1938. — Die älteste Tochter des R. vergleicht heute in Ragaz unsere Landesfahne, die auf dem Hotel «Quellenhof» weht, mit dem Hakenkreuzbanner. Dabei rühmt sie das nationalsozialistische Parteisymbol und spricht über unser Schweizerkreuz in verächtlicher und höhnischer Weise.

30. Juni 1938. — In der Nähe des berüchtigten Konzentrationslagers Buchenwalde bei Weimar wären wir heute nachmittag zufolge der Aufgeregtheit und ständigen Besserwisserei des R. beinahe elendiglich verunglückt. Trotz meinem Sträuben dirigiert er den Wagen auf ein verbotenes Einbahngeleise der Autobahn. Vor einer Kolonne Mannschaftswagen der Wehrmacht, die in einem Tempo von 100 bis 120 Stundenkilometern vorbeiwischen, kann ich den Wagen noch im letzten Augenblick zum Halten bringen.

Bei den vielen Wartestunden kommt man gelegentlich in ein Gespräch mit der heutigen deutschen Jugend. Diese jungen Leute, besonders die Knaben, kranken fast samt und sonders am Kolonial-Heimweh oder, nach einem anderen Ausdruck, am Kolonial-Koller. Einer zeigt mir einen Dolch, den er sich für sein Kolonialabenteuer im neuzuerobernden Südwestafrika zugelegt hat. Ein anderer, ein kräftiger, hübscher Junge von dreizehn Jahren, hat bereits eine Kolonialschule absolviert. Sein Reiseplan ist bis in alle Einzelheiten ausgearbeitet. In Kamerun selbst will er dann eine farbige Hitlerjugend gründen. Ein dritter hat sich aus dem Wörterbuch eines Missionars eine Stammessprache angeeignet. Er will dann später in Afrika Hitlers Buch «Mein Kampf» in die Negersprachen übersetzen. Der Sohn eines Bierbrauers will in den künftigen deutschen Kolonien eine große

Bierbrauerei errichten und nebenbei die «Kraft-durch-Freude»-Organisation in Afrika einführen. Bei diesen Jungen tritt alles Nichtdeutsche in den Schatten. England sei abgewirtschaftet. Frankreich sei durch den Bolschewismus innerlich zerrissen. In Rußland herrsche ungeheure Hungersnot und Revolution. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben genug mit ihren Dutzenden von Millionen Arbeitslosen zu tun, überdies sei der jüdische Bürgermeister von New York, La Guardia, nur ein großer «Feueresser». Den Amerikanern sei der Mut, gegen Deutschland zu kämpfen, bereits im Weltkrieg vergangen. Amerika sei von Juden und anderen Untermenschen beherrscht. So und anders lauten die Entgegnungen der heutigen deutschen Jugend auf aktuelle politische Fragen in bezug auf andere Läuder. Die politische Gesinnung wird allmählich zu einem neuen religiösen Staatskult. Man glaubt und behauptet etwas um dieses Glaubens willen. Man schwört blindlings auf eine Formel, die vorgesprochen wird, die aber jedwelcher Wahrhaftigkeit, jedwelcher Beweisfähigkeit völlig entbehrt. Jeder Disput, jede Einwendung in dieser Richtung wird regelmäßig in prahlerischen Worten über die Millionen-Einwohnerzahl Deutschlands, über die militärische Bereitschaft und die enge Mitarbeit der Verbündeten erledigt.

3. Juli 1938. — Es sind wiederum wichtige Naziversammlungen dies- und jenseits des Rheins abgehalten worden. Nagl, den man für einen Beförderungsschub nach Kreuzlingen vorgesehen hatte, ist immer noch hier, es soll mit der politischen Aufbesserung nichts sein. Man benötige ihn mehr denn je an seinem Posten im Werdenberg respektive Liechtenstein und Rheintal.

EINE OSTSEEFAHRT BIS LÜBECK-TRAVEMÜNDE

9. Juli 1938. — Heute sind wir unterwegs zu einem Badeaufenthalt nach der Ostsee. In Bad Homburg, nach Frankfurt am Main, beziehen wir in einem fast gänzlich leeren Hotel Logis.

Irgendeine schmarotzende, schmeichelnde Gesellschafterin muß der Frau Direktor angegeben haben, daß man in den Ostsee-Hotels mit Kleiderbügeln nicht gut versehen sei. So habe ich wohl oder übel gestern 77 Stück dieser Dinger, auf Befehl der Madame, im Wagen verstaut. Heute nacht muß ich die Dinger nochmals umpacken, und so komme ich kurz vor Mitternacht zu meinem Abendmahl ins Kurierzimmer des Hotels.

Ein alter Herr saß lange Zeit schweigend, scheinbar in eine Zeitung vertieft, am nahen Büfett. Was hier los sei, daß es so leer scheine, frage ich ihn. Die Frage brachte den Mann auf den Damm. Ja, es sei eben nicht die richtige Jahreszeit, und so viele Bauten im Westen und im Norden. So kommt es allmählich zu einem traulichen Gespräch. Der Herr kennt einige Schweizer Hoteliers, war in Sankt Moritz und im Berner Oberland. Doch dann senkt er plötzlich die Stimme. Er riegelt vorsorglich die Türe. Das ist wegen meinem eigenen Herrn Ober, denn der wird mich an die Hitler-Bonzen ausliefern bei geringster «Verfehlung», und das Hotel «übernehmen». «So steht es mit uns, lieber Schweizer», sagte er gequält. «Seit Jahren bin ich mit einem solchen Landesherr Hitlers auf schlechtem Fuße. Mein Betrieb wird nun systematisch boykottiert, ein Hotel, das bis 1933 das bestfrequentierteste in einem großen Umkreis war, wird abgebaut und dann umgeschaltet. Mein Ober, der hier servierte, ist der Mann, der mich zu beschatten hat.» So froh habe ich noch keinen

Menschen in Deutschland gesehen, wie diesen alten, wohlgebildeten Hotelier, als ich ihm eine Schweizer Zeitung gestrigen Datums aushändigte.

So geht's hinter der schönen Ordnung des Dritten Reiches zu. Terror! Dieser ehrwürdige Mann ist nun auf seinem eigenen Besitz ein Gefangener; solche Fälle aber gibt es zu Tausenden im ganzen Lande. Tausende Betroffene sind hinter den schmucken Uniformen, den schönen Autobahnen und dem heuchlerischen Getue am Rundfunk. Neues deutsches Recht. Recht ist hier, was dem Nationalsozialismus frommt und seine Führer bereichert.

10. Juli 1938. — Bei der Mittagsrast in Soltau auf der Lüneburger Heide erklärt mir ein Fahrer der Luftwaffe, respektive der Bodentruppe, daß man nun ein Gerät konstruiert habe, mit dem man mittelst elektrischer Strahlen jedem Flugzeug auf der Fahrt die Zündung ausschalten und es so zum Absturz bringen könne. Das Café, allwo ich mein Essen einnahm, war voll von grüner Polizei. Es befinde sich ein großes Konzentrationslager in der Nähe, sagt mir ein Tankjunge vor der Abfahrt.

Die ältere Direktorstochter fischt nach einem Sohn eines reichen Hamburger Brotfabrikanten, der draußen in Altona wohnt. So muß ich die Herrschaften noch dorthin taxen. Nach Feierabend suche ich, hungrig geworden, nach einem Restaurant. Einen eben aus seinem «DKW» aussteigenden jungen Mann frage ich um Auskunft. «Ja», sagt er, «da haben wir also das gleiche im Sinne.» Als wir während dem Dahinschreiten uns über Wer und Wohin orientiert haben, setzen wir uns in ein Fisch-Restaurant. Wahrhaftig, der Herr wußte Bescheid, denn das war ein Fischessen, wie ich es nur in San Franzisko noch besser vorfand. Wir hielten uns noch lange im Alster-Pavillon auf; es war höchst aufschlußreich, was mir dieser Herr Fischer, der gelegentlich noch als Sportjournalist am «Hamburger Fremdenblatt» mitarbeiten durfte, erzählte. Er ist einer jener Menschen, die es verstehen, den Nationalsozialismus einige Zeit zu täuschen und ihm dann einen Teil seiner materiellen Beute abzujagen und denen zurückzuerstatten, die es verloren haben. Nachtrag: Ernst Fischer hat mir einige Male geschrieben, er mußte aber kurz vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges flüchten. Einen letzten Brief erhielt ich von ihm aus Lettland.

11. Juli 1938. — Heute erreichen wir den Bestimmungsort Travemünde an der Ostsee. Nun geht es ans Ausladen. Die Hotelangestellten des Kurhauses machten große Augen, als ich die 77 Kleiderbügel aus ihren Verstecken herauszog. Einer hegte schon den Verdacht, daß wir möglicherweise auf diese Weise Devisen schmuggeln. Ja, sage ich, das käme ja nur Deutschland zugute.

12. Juli 1938. — Heute muß ich die Maschine tüchtig revidieren, denn morgen will der Chef wieder zurück nach der Schweiz. Die Familie werde dann erst am Ende der Kur abgeholt, in der letzten Woche des Juli. Die Rückreise will er in zwei Halbtagen, mit einem Nachthalt in seiner Thüringer Heimat, bewältigen. Tausend Kilometer in 15 Stunden.

. «Autoliebchen» heißt das Heim für die Privatchauffeure, ein gasthofartiges Gebäude neben dem palastähnlichen Kurhaus, das dem Stinnes-Konzern gehört. Nun, ich habe noch Zeit genug, zwei Fahrkollegen kennenzulernen. Der eine heißt Georg und ist aus Magdeburg, der andere ist ein alter Chauffeur von der amerikanischen Gesandtschaft in Berlin. Georg fährt einen neuen «Horch» und der Amerikaner einen prächtigen «Packard». Georgs Chef ist Großgrundbesitzer, der es vermag, das ganze Jahr fast ständig unterwegs zu sein. Ein reicher Nazi. Auch Georg ist ziemlich fest mit Hitlerphrasen beschlagen. Der Amerikaner fährt einen höheren Beamten seiner Gesandtschaft herum. Er spricht so gut deutsch wie englisch. Sein Chef fahre nun für einige Tage nach Kiel hinüber, unterdessen werde er das Ostsee-Strandbad in aller Gemütlichkeit genießen.

13. Juli 1938. — Heute geht's also wieder nach dem Süden. Über Lübeck-Hamburg-Braunschweig-Magdeburg-Gera. Auf der Lüneburger Heide halten wir diesmal in Celle. Hier sind große Anlagen für Ar-

tillerieschießversuche. Auch steht hier eine kräftige Garnison diverser Waffen.

Für uns ist heute die Autobahn, speziell wenn darauf große Strecken zu überwinden sind, langweilig. Viele deutsche Fahrer sagen dies über die gewöhnliche Autostraße über die Heide. Ich habe nun meinerseits auch Vergleiche angestellt. Die Landschaft der Lüneburger Heide mag eintönig und trostlos erscheinen, aber sie hält den Fahrer auch wegen der gewöhnlichen Straße wach, das Meer von Erikabüschen ist für das Auge auch eine Abwechslung. Dazwischen kommen wieder Weidengehölze, Birken, Gehöfte und Dörfer.

Wir begegnen kurz nach Celle einer endlosen Kolonne motarisierter Artillerie. Aber auch der Zivilverkehr ist auf dieser wichtigen Nord-Süd-Verbindung sehr rege. Man darf nicht vergessen, ein sehr großer Teil des früheren Reichsbahntransportes geht im heutigen Deutschland in den großen Lastwagen-Überlandzügen (wie sie oft genannt werden: Brummer) auf diesen Straßen ihrem Bestimmungsort entgegen. So treffen wir gerade hier eine große Gütertonnage für die Seehäfen Hamburg, Lübeck und Bremen auf ihrem An- und Abtransport.

Wie schon früher vermerkt, gibt es Stunden im Dienstleben des Privatchauffeurs, da er warten und wiederum warten muß.

«Warten Sie einen Augenblick», heißt es gewohnheitsgemäß.

Ein solcher Augenblick ist aber unter Umständen ein sehr dehnbahrer Begriff. Er kann mitunter eine Stunde und nicht selten einen halben Tag ausmachen. Nun heißt es, diese lange Wartezeit irgendwie totzuschlagen. Dies Warten in Ungewißheit und Rätselraten ist oft anstrengender und nerventötender als das Lenken und die Pflege des Wagens. Es kann auch zur Abwechslung vorkommen, daß ein solcher Aufenthalt sehr kurzweilig und aufschlußreich wird.

So traf ich beispielsweise an der Kaiserstraße in Frankfurt am Main einen jungen, sportlich aussehenden Mann, der mich u. a. frug, ob es auf Wahrheit beruhe, daß wir in Bern einen nationalsozialistischen Bundesrat haben. Sein Bruder, der in Berlin beim Auswärtigen Amt in Stellung sei, habe ihm dies mitgeteilt.

Leute der Gestapo kamen ganz harmlos an den Wagen herangepirscht und fragten heuchlerisch, was man über das neue Deutschland denke und wie man die schönen Straßen beurteile usw. Ja, das ist bei so viel Praktik und Übung nun einfach geworden. Ohne ein «Heil Hitler», aber freundlich, sagte man, man verstehe leider von Politik nichts, und betreffend der Straßen, diese seien in schönster Ordnung.

Die Direktors und die Nagl-Gruppe in globo haben wiederholt für unsere Bundesräte Musy und Motta sehr lobende Worte gefunden. Sie stehen aber auch mehr oder weniger mit eingebürgerten ehemaligen Deutschen in sehr freundschaftlichen Beziehungen und sozusagen in steter Verbindung. Da sind beispielsweise ein Rechtsanwalt und der Direktor eines Steinbruchunternehmens; der letztere scheint sich sogar zusehends mit der steigenden Macht in Deutschland mit den Fabrikleuten um R. abzugeben.

Da gibt es aber auch noch Schweizer Freunde des Nationalsozialismus in dieser Gegend. Sehr schlau stellen es diese Leute an. Wenn man dann so harmlos dazwischen fragt, ob sie dann wirklich für diese neue Idee ernstliche Neigungen haben, so verneinen sie fast mit Beleidigung.

Doch bei Leuten, die über die Juden schimpfen, die Amerikaner und Engländer heruntermachen und so fast nebenbei den Bolschewismus geißeln, weiß man bald Bescheid, da nützt keine Ausrede, bei ihnen sitzt der Wurm bereits im Holz.

Es ist traurig aber wahr, wir finden vereinzelte Fälle, da ein intelligenter Dorflehrer, ein Pfarrer, ein Zollbeamter und ein Bundesbahn-Kontrolleur von diesem sympathischen «Gwunder» über das «Dritte Reich» behaftet sind. Dies sind nur in einem Bezirke einige Menschen, die aber mit dem Publikum tagtäglich in enger Verbindung stehen. Was würde bei uns geschehen, wenn unser Staat wie Österreich zu wanken anfinge?

28. Juli 1938. — Diesmal haben wir die Fahrt von der Schweiz nach der Ostsee in drei Etappen zurückgelegt. Es war eine strenge

Tour, mit viel schlechtem Wetter. Nun heißt es, den Wagen in Ordnung bringen, denn morgen muß ich die Herrschaft wieder auf den Heimweg fahren.

Trotz allen vielseitigen Reisevorbereitungen wurde dieser prachtvolle Sommertag an der Ostseeküste mit interessanten Begebenheiten mannigfach ausgefüllt. Sehr überrascht war ich von meinem Chauffeurkollegen Georg, der sich bei unserem ersten Zusammentreffen als Nazi benahm. Dieser herrschaftliche Jachtführer und Autolenker aus Magdeburg erzählte mir während meiner Arbeit verschiedene Anti-Hitler-Witze.

So soll eines Tages eine Ziege in erschöpftem Zustande am Schweizer Zoll um Eintritt gebeten haben. Man solle sie in Gottes Namen doch durchlassen, denn sie dürfe in Deutschland nicht mehr meckern. Ihr folgte eine Kuh, auch sie sei auf der Flucht, sonst werde sie in Deutschland zu Tode gemolken. Endlich erschien noch vor den verdutzten Zöllnern ein arg aufgeregter deutscher Staatsangehöriger. Auch er wolle in die Schweiz fliehen, ansonst werde er in den Reichstag gewählt. Als letzter keuchte ein Angehöriger der deutschen Wehrmacht im Laufschritt daher. Er sei auf der Flucht, versicherte er in Verzweiflung. Wenn er länger in seinem Vaterland bleibe, so müsse er nach Spanien, um an den großen Manövern teilzunehmen.

Wie bekannt, tragen die Motorfahrzeuge des deutschen Heeres die Bezeichnung WH. Georg erklärte mir, das heiße eigentlich nicht Wehrmacht oder Wehrhoheit, sondern «Winterhilfe».

Doch Spaß beiseite. Nach rund tausend Kilometern Schlechtwetterfahrt ist es für den Fernfahrer eine dringliche Pflicht, seinen Wagen einem durchgreifenden Großparkdienst zu unterziehen. Mit Auftanken, Wassernachfüllen, Ölen, Batteriedienst und Pneupflege allein ist es nicht getan. Es gibt da Kleinarbeiten zu Dutzenden, die, um das berufliche Gewissen zu beruhigen, einfach durchgeführt werden müssen.

Wir sind wiederum drei Langstreckenfahrer beisammen. Unter den riesigen Schattenbäumen zwischen dem Großhotel «Kurhaus» und dem Segelschiffhafen revidieren wir unsere Wagen.

Georg aus Magdeburg erzählt uns, daß er Nachmittags mit seiner Herrschaftjacht seinen Chef nach Dänemark hinüberfahren werde. Dieser Chef muß also allerlei Geld haben. Eine Jacht in Travemünde, eine andere in Stettin, und zu Hause noch einen schweren Maybach-Wagen, und dann fast das ganze Jahr auf Erholungsreisen. Ein reicher Bonze.

Mein anderer Kollege führt einen Berliner Privatier herum. Wie ich bemerke, sind hier Herr und Diener dicke Freunde. Sie kamen heute früh von einer Sauftour aus Kiel. Das Verhältnis zwischen dem jungen Mann, der von seinem Patron mit Walterchen benamst wird, ist also auffallend intim. Dem Walterchen fehlt einzig noch ein passendes Damenkleid, um seine Rolle ins richtige Licht zu setzen. Dieser junge Fahrer, der Leibeigene seines Herrn, ist mit allerhand Geld ausgestattet. Uns gegenüber, uns gewöhnlichen Chauffeuren, benimmt er sich arrogant und herrisch. In seinem Morgenräuschchen plaudert er dennoch wie ein Verliebter von seinem schönen Karl, seinem Chef. Sie seien vor einer Woche von Venedig hergekommen und werden nach ein paar Ruhetagen ins Rheinland fahren. Er habe immer das beste Doppelschlafzimmer mit seinem Meister usw.

Während wir so plaudern, kommt die Dienstmagd meiner Herrschaft mit ihrem Badeköfferchen vom Strande herüber. Im Auftrag der Madame müsse ich sie, die Dienstmagd, schwimmen lehren. Dies kommt mir wirklich komisch und deplaciert vor. Wie ich bereits einige Male erfahren habe, wirkt dieses Mädchen als eine Art Auskunftei für die Direktors, schon verschiedene Male hatte ich auch Gelegenheit, ihren verleumderischen Charakter wahrzunehmen. Ich müsse nun mitkommen, sagt sie ungeduldig. Wortlos arbeite ich weiter, denn der Wagen muß nun auf die kommenden tausend Kilometer nach dem Süden in «Schuß» gebracht werden. So habe ich auch meinen Auftrag vom Chef. «Nein», sage ich, «ich habe keine Zeit.» Als Chauffeur ist mir der reisefertige Wagen weit wichtiger als ein billiges Strandbadabenteuer mit diesem albernen Ding. Sie soll mich bei der Madame entschuldigen, da ich höchst dringende Arbeiten an der Maschine auszuführen habe. Hochrot im Gesicht und scheinbar

tiefbeleidigt, rennt nun diese Marie davon. Der Magdeburger Max lacht laut auf. Ja, mit so einem züchtigen Hexlein würde er dennoch baden gehen, und wenn's sogar Kürbisse regnen würde. Der Max ist noch jung und kennt die Intrigen dieser Gesellschaft nicht. Auch habe ich mir am Anfang dieses Dienstverhältnisses geschworen, mich in nichtberuflichen und nichtdienstlichen Gepflogenheiten von den Direktors und ihren Vertranten, speziell in gesellschaftlichen Beziehungen, fernzuhalten.

Der «Korb» hatte, wie ich voraussah, für mich seine Nachwirkungen. Als ich gegen Abend mit dem spiegelnden Wagen vor dem Hauptportal zur Promenadenfahrt nach Scharbeutz, Richtung Kiel, vorfahre, ist die Direktorin höchst kühl und hat für mich nur bissige Bemerknngen übrig. Beim Aussteigen am Strand in Scharbeutz befiehlt sie mir in ihrer heiseren Fuhrmannsstimme, ich müsse nun dem Dienstmädchen Marie das Schwimmen beibringen. Der Chef verhält sich bei der ganzen Komödie sonderlich neutral. Nun konnte ich also nicht mehr ausweichen. Bald watschelt die ganze Familie mit Gesinde ins Strandwasser hinaus. Da befehle ich der besagten Marie, sie solle nur recht tüchtig losziehen, wir müßten weit hinaus, wo es tief sei und man nirgends anstoße. Das Wasser reicht ihr an die Achseln, sie bekommt Angst und will umkehren. «Das gibt's nicht», sage ich, «jetzt wird das Schwimmen geübt.» Das Wasser reicht ihr nun bis zum Kinn. Den Rest der Familie sieht man landeinwärts wie kleine schwarze Pünktlein im seichten Wasser herumtummeln. «Nun, los», sage ich. «Füße in die Höhe, tief schnaufen, mit den Beinen plätschern und die Arme zum Rudern gebrauchen!» Mit einem seltsamen Gurgellaut verschwindet die schwimmeifrige Magd von der Meeresoberfläche. So, du dummes, einfältiges Schweizermädchen, mit deinen ewigen «Heil-Hitler»-Grüßen und dem falschen Getue, jetzt kannst einmal ein wenig schlucken. Nach einigen Sekunden stelle ich sie wieder zurecht, worauf sie dann heulend und Wasser ausspuckend dem Strande zustrebt. Von dieser Stunde an hatte ich meine Ruhe vor dieser Marie.

Beim Warten auf dem Parkplatz verkürzt mir noch ein «netter»

Herr von der Geheimen Staatspolizei meine Präsenzzeit. Was ich über die Judensäuberung im Dritten Reiche denke, wie man sich in der Schweiz zum Thema Österreich ausdrücke usw. Über Juden und Politik verstehe ich nichts, was mich aber höchst interessiert, seien Motoren. So zum Beispiel neuartige Vergaser oder elektrisch-automatische Schaltungen. Doch das interessiert diesen Schnüffel offenbar nicht, daran kann er nichts verdienen, und so verabschiedet er sich etwas kleinlaut.

Auf dem Heimweg probiert sich der Herr Direktor wieder einmal als kniffiger Propagandist. Ein bißchen Einführung, wie die Abschaffung der Börsen, wovon man aber leider nur in der Zeitung schreibt. Dann Verherrlichung des entstehenden Großdeutschlands. Die Demokratie wird lächerlich gemacht und Greuelmärchen von Tschechen, Polen nnd Juden werden erzählt. Er sieht im Sterilisierungsgesetz eine große Wohltat nnd verficht die Rassentheorie. Besonders feindselig spricht er sich über die Schweizer Presse aus. Sie betreibe eine Lügenhetze gegen Deutschland. Wiederum lobt er doch die Bundesmagistraten Motta und Musy. Auf die Vereinigten Staaten bringt er die alte abgelaufene Platte: diese Einwohner seien Nachkommen von Verbrechern. In England seien die langweiligsten Krämerseelen, mit denen wolle er schon gar nichts zu schaffen haben. In letzter Zeit hegt der Chef die Absicht, er wolle wahrscheinlich nach Feldkirch hinübersiedeln. Diesen Plan haben ihm die Mädchen ausgeplaudert.

29. Juli 1938. — Nach einem kurzen Halt in der alten Hansastadt Lübeck kommen wir wiederum nach Hamburg. In meiner Ausgangszeit am späten Abend kaufe ich mir in der großen Bahnhofhalle eine amerikanische Zeitschrift, nnd zwar die «Saturday Evening Post». Zu meinem nicht geringen Staunen finde ich in dieser Schrift einen sehr kritischen Artikel gegen das Hitler-Regime.

30. Juli 1938. — Fast auf Schritt und Tritt begegnet man Militär oder sonstigen Uniformierten; wenn's so weitergeht, ist bald jeder

Deutsche in einem Staatskleid, so oder anders. Man liebt die Uniformen, die Waffen und die Fahnen über alles. Alles dreht sich hier um solche Dinge, und der Erwerb vieler Tausender von Volksgenossen hängt damit zusammen.

Kaum sind wir aus Hamburg heraus, so stoßen wir auf die Spitzenwagen einer fast endlosen Motorkolonne der Wehrmacht. Die Schlußgruppe rollt erst nach Soltau auf der Lüneburger Heide an uns vorüber. Es müssen über tausend Fahrzeuge gewesen sein. Alle Waffengattungen waren vertreten. Die schwersten Geschütze waren so 150 mm Kaliber, dazwischen kamen Tankwagen, Geländewagen usw. Bevor wir noch in Thüringen Quartier bezogen, begegnete uns der sogenannte «Bayrische Hilfszug». Jeder dieser bahnartigen Wagen hat zwei Anhänger in der Größe von regelrechten Passagierwagen der Reichsbahn. Darunter sollen sich unter anderem moderne Küchen und Schlafquartiere für die Polizei- oder Wehrmachtstruppen befinden.

Bevor ich mein gewohntes Zimmer im Gasthaus des kleinen Thüringer Bauerndorfes W. beziehe, stellt mir der alte Wirt einen Zeitungsaequisiteur aus Leipzig vor, der heute nacht mit mir den Estrichraum teile. Nach einem kurzen Gespräch wußten wir beide, woran wir waren. Mein Zimmergenosse ist ein Sträfling im Dritten Reich. Als früherer Redaktor des Berliner «Vorwärts» wurde er von den Nazi in den Konzentrationslagern herumgequält und dann gezwungen, die verhaßten, gleichgeschalteten Zeitungen mit Inseraten zu beliefern. Er ist gut gekleidet und trägt an seinem Rockrevers das Abzeichen der «Deutschen Arbeitsfront». So muß der Gequälte von Dorf zu Dorf, von Laden zu Laden, immer schön «Heil Hitler» sagen und Inserate aufnehmen und aufsetzen. Wenn er wenig einbringt, wird ihm das magere Gehalt reduziert, wenn er gar keine Geschäfte macht, muß er wieder einige Tage ins nahe Buchenwalde. Als sich der Arme vor Bettgehen im Zimmer auszog, zeigte er mir seine Narben. Frische Wundmale zogen sich über den ganzen Rücken, die von furchtbaren Peitschenhieben herrührten. Einige Stellen waren noch blutunterlaufen, einer der Rohlinge im Lager Buchenwalde habe ihn mit

einem Knüttel so hergerichtet. Lange sprachen wir noch. Ich mußte ihm immer wieder von der anderen Welt erzählen, von der Welt, wo noch Freiheit, Recht und Glaube herrschte. Einmal erwachte ich. Der Mond schien auf das Gesicht dieses Märtyrers. Mit einem Male überkam mich ein tiefes Herzweh und ich mußte weinen, weinen wie ein Kind. Konnte es eine solche Grausamkeit geben? Schlimmeres, viel Schlimmeres hatte ich schon vernommen. Dieser eine Fall aber tat mir weh. Für die Armen, die Arbeiter und Tausenden von Werktätigen hat sich dieser vor Hitlers Machtergreifung in Wort und Schrift und in Tat eingesetzt. Selbstlos für die anderen gelebt, sich für sie geopfert. Er hat mir seinen richtigen Namen gesagt, der Name hatte guten Klang. Hier liegt er in diesem Zimmer schlafend, mit einem verklärten Zug in seinem gemarterten Gesicht, vielleicht träumt er von jener Welt, die hinter ihm liegt. Wahrhaftig, die besten Menschen, die mutigsten, werden in dieser Hölle des Dritten Reiches am meisten erniedrigt. Sie werden an Leib und Seele gefoltert bis sie elendiglich zugrundegehen.

Das war also die Lehre und das neue Evangelium, das jener Mr. Kuhn vor mehr als zehn Jahren seinem Reisegenossen im amerikanischen Nachtexpreß einpauckte. Wieviele solcher Apostel gab es wohl heute? Was muß aus unserer Zivilisation, aus unserer Kultur werden, wenn es so weitergeht? Ist es nicht wohl indirekt das Großkapital, sind es nicht die Schlotbarone, für die nun dieser einstige Schriftleiter des größten deutschen Arbeiterblattes mit ungezählten anderen, auf diese Weise büßen muß?

Die ersten Hähne krähten, Gänse begannen im Dorfe zu lärmen, und der blinde Hund des Wirtes heulte im Hofe. Es war Tag. Bevor wir uns verabschiedeten, zeigte mein Zimmergenosse auf das alte Goethe-Bild über seinem Bette. «Auf der Rückseite dieses Bildes wirst du von mir einige Zeilen vorfinden, wenn ich diese Gegend auf meiner Geschäftsreise wieder besuche. Wenn du nach vier Monaten keine Nachricht von mir hast, bin ich wieder bei Weimar droben im KZ Buchenwalde am Abverdienen.»

31. Juli 1938. — Die Fabrikantenfamilien der R., seine Brüder, Anverwandte, Freunde, die Bankiers der kleinen Fabrikstadt M., veranstalteten eine gehörige Partie, mit recht viel Bier und Karpfen. Einer der Teilnehmer, ein Bankdirektor, hat mich dann in seiner Angetrunkenheit über die Schweiz gehänselt. Ja, diese kleine Schweiz werde sich der Adolf eines Morgens, kraft seines Groß-Deutschlands, vor dem Frühstück holen oder auch auf dem Heimweg. Nach Mitternacht muß ich eine Familie nach der anderen in die verschiedenen umliegenden Orte heimtaxen. Da hab ich auf einer leeren Rückfahrt durch den Ort L. das niederträchtige La-Guardia-Plakat von der Anschlagtafel des Dorfes heruntergerissen. Auf diesem Bilde war der Newyorker Bürgermeister in einer scheußlichen Karikatur abgebildet und mit einem Text versehen, mit dem man nur den übelsten Verbrecher bezeichnet.

ZUM DRITTENMAL IN BERCHTESGADEN

1. August 1938. — Bei einem kurzen Halt in Ulm, wo ich mich für wenige Minuten vom Wagen entfernt habe, versuchten einige Hitlerjungen, einen Kontrollschild vom Wagen wegzureißen. Als sie sich bei meiner Rückkehr entdeckt sahen, nahmen sie Reißaus. Sie beschmutzten aber vorher noch das Schweizerwappen mit Straßenkot. R. hatte nichts dazu zu sagen, als ich ihm davon erzählte.

21. August 1938. — Wiederum sind wir in Reichenhall-Berchtesgaden zum «Kuraufenthalt» angelangt. Tagtäglich werden Ausflüge gemacht. In bunter Reihenfolge werden alte Ausflugspunkte wiederum besucht. Nach Kitzbühel und Salzburg reist man nun ohne Hindernis, denn die Zollschranken sind seit der Einverleibung Österreichs weit geöffnet. Sie sind aber noch da. Wie mein alter Freund, der Taxichauffeur B., mir erklärt, werden diese Schranken und Zollhäuschen wahrscheinlich der Nachwelt zu Propagandazwecken dienen, nach den Verlautbarungen der Nazi.

Am meisten wird im Berchtesgadener Gebiet, und zwar in der Nähe des Salzbergwerkes, angehalten. Hier hat man einen günstigen Ausblick auf das Führerhaus am Obersalzberg. Man werde dieses Jahr möglichst davon absehen, den Reichskanzler zu besuchen, da er ja genügend mit der tschechischen Annexion beschäftigt sei.

Der Herr Direktor spielt sehr gern den Fremdenführer. Großzügig überredet er Tischnachbarn zum Mitfahren, um ihnen dann unterwegs die nationalsozialistischen Wunder und Werke zu zeigen und die zahlreichen Naturschönheiten zu erklären.

22. August 1938. — Zufällig sehe ich Hitler nun das zweitemal. Er fährt an der Spitze eines pomphaften Autotrosses von 17 Wagen in der Abenddämmerung in langsamem Tempo durch Reichenhall. Wie mir B. einmal sagte, sei Hitler in Reichenhall noch nie abgestiegen. Er hege einen unversöhnlichen Groll gegen den Kurort. Vor seinem Machtantritt habe er diese Behörden ersucht, ihm Niederlassung zu gewähren. Das Anliegen wurde abgelehnt; so ist es erklärlich, daß sich der Diktator dann für Berchtesgaden entschloß. Der selbstherrliche Ausdruck scheint sich auf dem wachsähnlichen Gesicht des Despoten eher vertieft zu haben. Der Mann sieht eher müde und abgespannt aus.

Reichenhall hat nicht mehr so viele Garnisonstruppen wie letztes Jahr. Dafür sind Tausende und aber Tausende auf dem Durchtransport nach dem Osten begriffen. Umgekehrt reisen österreichische Arbeitsdienstler und «umgetaufte» Bundestruppen nach dem Westen ins Altreich.

24. August 1938. — Es befinden sich aber noch Legionen von Wehrmachtsurlaubern und solche aus Parteikreisen und den militärischen Parteitruppen im berühmten Kurort. Auch kommen jetzt zahlreiche neugierige Österreicher aus dem Lande Salzburg und weither, um diesen «Schloßhof» ihres machtvollen Landmanns Adolf Hitler anzuschauen. Es wimmelt, wo man hinschaut, stets von Menschen.

Die Seilbahn nach dem bekannten Aussichtspunkt Predigtstuhl, die auf eine Bergspitze über dem Orte führt, ist fast Tag und Nacht in Betrieb.

26. August 1938. — Wir gewöhnlichen Zivilisten sind eigentlich in diesem Trachten- und Uniformen-Kunterbunt eine ganz kleine Minderheit geworden. Denn alles trägt hier eine Tracht. Die Oberbayern, die Österreicher und Angehörige anderer Gebiete. Man liebt hier das bunte Tuch, die Wadenstrümpfe und die grünen «Hüterl». Sogar Pöstler, Taxichauffeure, Straßenkehrer usw. arbeiten in ihrer Landestracht.

27. August 1938. — Mein alter Vertrauter, der Taxichauffeur B., berichtet mir, daß auch der alte Zimmergenosse vom letzten Jahr, Arthur Göbbels aus Karlsruhe, wieder angelangt sei. Wie ich heute abend diesen Arthur treffe, berichtet er, daß man in seiner Heimatstadt Versuche anstelle, um aus sezierten Leichen gewisse Fabrikationsstoffe für Waffen und Spezialmaschinen herzustellen. Experimente mit Menschenhaut zur Verwendung und Ersatz von Kunstlederverzierungen sollen auch im Gange sein. Irgendwo auf der Lüneburger Heide sollen neuartige Artilleriegeschosse ausprobiert werden. Was uns also die gleichgeschaltete Presse nicht vorsetzt, das weiß unser lieber Arthur.

Dieses Jahr habe ich den Wagen in der Garage des Hotels «Axelmannsstein». Hier treffe ich heute einen englischen Fahrer. Er fährt einen kostbaren «Rolls». In der deutschen Sprache ist dieser englische Kollege nicht gut versiert, so mache ich ihm in meiner Freizeit gerne Dolmetscherdienste. Es dauert einige Zeit, bis wir Vertrauen zueinander finden. Denn es kann ja sehr schwere Folgen nach sich ziehen, wenn man hier einem Fremden gewisse Wahrheiten erzählt. Man muß sich vorerst gegenseitig sozusagen «auf den Zahn fühlen». Man glaubt ja in diesen Jahren eine gewisse Fertigkeit im schnellen Erkennen von Nazi und Antinazi erlangt zu haben. Es gibt aber überall Ausnahmen, diese Ausnahme hier war Cecil Paull. Dieser Londoner Chauffeur hatte viele Jahre Erfahrung und Schulung in diesen Dingen. Seine Funktion gebot ihm strengste Zurückhaltung. Gegenwärtig begleitet er einen angeblichen krankhaften englischen Lord, der hier in den Bädern Heilung sucht. Paull war noch vor einigen Jahren persönlicher Fahrer beim bekannten englischen Staatsmann Anthony Eden. Oft sehe ich den scheinbaren Lord, einen hageren, großen Mann, an einem Stock gestützt, eine Decke auf der Schulter, die Augen durch eine diskrete Sonnenbrille geschützt, den Bädern zustreben. In Wirklichkeit ist dies ein Oberstleutnant der Royal Artillerie in geheimer Mission. Er verkehrt fast täglich im Kurbad, wo die lettische Masseuse arbeitet.

27. August 1938. — Diesen Abend muß ich die beiden älteren Töchter des Chefs an einer Filmvorstellung betreuen. Das Mißtrauen ist ja wohl berechtigt. Denn sie verirren sich oft absichtlich im Menschenstrudel der Soldaten und Parteileute und kehren dann nachts ins Hotel, wann es ihnen paßt. Nach der Filmvorstellung wollen sie wieder ausreißen, und es braucht viel, bis ich die Trotzköpfe zurück ins Hotel verbringen kann.

Der Chef erzählte einmal, er kenne die Freimaurerei. Es gibt auch Leute, die behaupten, daß der Direktor Freimaurer sei. Er selbst aber schimpft auf diese Geheimverbindung; Freimaurer seien nur andere Juden. Die Lehre sei von Frankreich und England ausgegangen und habe sich in Nordamerika besonders breitgemacht. Nach seinen Aussagen haßt er sogar die Freimaurer.

28. August 1938. — Auf dem riesigen Parkplatz am Königssee überreicht mir ein SS-Mann, nachdem er meinen Reisepaß kontrollierte, eine der neuesten Ausgaben der Londoner «Times». Ob ich die Zeitung wohl lesen könne, fragt er. Nun mußte ich dem neugierigen Nazimann in meiner Wartezeit die wichtigsten Artikel in Kürze ins Deutsche übersetzen. Er dankte mir für die Mühe und gab mir einige Ansichtskarten vom Königssee. Die Zeitung habe er einem Engländer abgenommen, ich könne sie behalten.

Auch die Geliebte des Kollegen B., des Taxifahrers, die gute Beziehungen zur Leibgarde Hitlers hat, und auch den neuen Kraftwagenfahrer des Führers kennt, steht nun durch Vermittlung ihres Verlobten mit dem angeblichen Lord im Bunde.

Unvergeßlich wird aber meine Freundschaft zu Cecil Paull verbleiben. Die letzten Tage sind viele englische Gäste, alarmiert von herumgebotenen Kriegsgerüchten, abgereist. Auch Paull hat diese fluchtartige Abwanderung seiner Landsleute beeindruckt. Er hat eine Familie in Sussex, um die er nun das Heimweh bekommt. «Wenn ich nur schon diesen verdammten Naziboden unter den Füßen weg hätte», klagt er.

30. August 1938. — Ein seltsames, bedrückendes Gefühl überkommt mich heute abend, als ich Paull Lebewohl und «Good luck» wünschte. Er wird ernst, dann sagt er überzeugt: «Soon we have the goddam war» (bald haben wir den verdammten Krieg).

In einem Hinterraum eines kleinen Ladens an der Ecke nahe dem Hotel «Deutscher Kaiser» treffe ich August Göbbel, den Taxichauffeur B. und seine Verlobte.

Arthur, der über vierzig Jahre alt ist, flucht, er hat einen Stellungsbefehl für den Militärdienst erhalten. «Grete», die Verlobte (ihren richtigen Namen habe ich nie vernommen) trommelt mit ihren Fingern in nervöser Erregung auf den Tisch. Sie sagt, sie habe Bange für die Lettin, diese versuche, sich in letzter Zeit auch an einen Vertrauten des Führers, der viel in Reichenhall weilt, heranzumachen. Auch ich habe das Gefühl beim Abschiednehmen, daß der Krieg nun unvermeidlich geworden ist. Pulver ist in Massen bereit, Feuer ist auch da, die beiden streben ja aufeinander zu, und wenn sie sich treffen, haben wir den Weltkrieg Nr. 2.

In dieser letzten Nacht gibt es noch Aufregung in meinem Schlafquartier. Kurz nach Mitternacht werde ich vom Schreckensschrei einer Frauenstimme aufgeweckt. Ich eile ans dunkle Fenster. Zwei SS-Männer schleppen eine Frau, es ist die lettische Masseuse, auf die Straße. Im Moment, da sie ihr Opfer in den Kraftwagen zerren, schießt sich die Frau aus einem kleinen Revolver eine Kugel in die linke Brust. Sie handelte, sogar für diese Spezialhäscher der SS, mit unerhörter Schnelle. Gleichwohl fuhren sie mit dem bereits leblosen, blutenden Körper davon. Den Rest der Nacht verbrachte ich in banger Ungewißheit. Vielleicht holen sie auch die Freunde der Lettin, Paull, den «Lord», «Grete», und ihren Geliebten, und mich und Arthur. — — Eines aber weiß ich mit Gewißheit, daß nämlich die Pläne der neuen Reichskanzlei, der SS-Kaserne und des «Adlerhorstes» geborgen in den Händen des «Intelligence Service» auf der anderen Seite des Kanals waren. Die lettische Jüdin hat ihr Leben genützt und einer Sache geopfert, für die sie seit dem Beginn der Machtergreifung des Nationalsozialismus kämpfte.

31. August 1938. — Beim Rasthaus am Chiemsee hält bei unserer heutigen Durchfahrt eine lange Panzerwagen-Kolonne.

Während einem kurzen Halt in Lindau sagt mir ein altbekannter Tankwärter unter vier Augen, daß etwas gegen mich im Gange sei. Nagl sei letzthin bei seinem Bruder gewesen und habe eine neue Liste von Verdächtigen abgegeben. Er sei bei seinem Bruder auf Besuch gewesen, da habe er nun zufällig meinen Namen und die Autonummer auf diesem Papier gesehen. Paß auf, Schweizer!

Ja, was soll ich sagen. Diesen Mann kenne ich nur flüchtig, er war aber immer zuvorkommend, anständig und machte keine abschätzigen Bemerkungen gegen die Schweiz. Jawohl, aufpassen muß ich doch.

«Das ist wahrscheinlich ein kleiner Irrtum», sage ich anscheinend gleichgültig.

Innerlich war es mir aber weniger gleichgültig. Sie haben mich nur gespart, denke ich mit Sorge, dies hauptsächlich in bezug auf meine Familie.

3. September 1938. — Das große deutsche Treffen der ausländischen Nazi ist nun in Stuttgart wiederum im Gange. Großadmiral Raeder spricht. Ich muß im Auftrag des Chefs und des Herrn Nagl hohe Persönlichkeiten des Gauleiters Wagner herumtaxen. Nagl ist wiederum in SA-Offiziers-Galauniform und jagt wie ein toller Hund von einem Bureau zum anderen, von einem Stab zum anderen.

18. September 1938. — Die politische Sphäre ist mit schweren Gewittern geladen. Die Direktors sitzen wiederum ganze Nächte am Radio. Heute soll's auf eine sonntägliche Spazierfahrt nach Deutschland gehen. Der Chef frägt mich, was ich für einen Vorschlag habe. Sofort rate ich eine Schweizertour an. Hier beginnt die älteste Tochter E. wiederum über die blöde Schweiz zu schmähen. Der Chef gibt natürlich seiner Tochter nach, und man fährt nach Deutschland.

Oft trifft man auch Schweizer in deutschen Städten. Darunter viele liebe, gute Menschen. Mancher aber, mit dem ich gesprochen

habe, hat schon einen Anflug der Hitler-Lehre in sich, so speziell die Jungen. Schweizer, die in Deutschland aufgewachsen sind und daselbst die Schulen absolviert haben, sind oft eifrigere Nachfolger Hitlers als Deutsche in derselben Lokalität. Jedem, dem es ermöglicht ist, in diesen Monaten noch heimzukehren, wird dies als Schweizer mit Freude tun; wer aber jetzt bleibt, der hat sich mit dem Regime abgefunden.

28. September 1938. — Zum tschechisch-deutschen Problem, das nun in seine Entscheidungsphase tritt, entgegnet der Herr Direktor mit erhobener Faust:

«Wartet ihr hier, in einem Jahre . . .»

UNSER SCHWEIZER GRENZSCHUTZ WIRD VERSPOTTET

3. Oktober 1938. — Die Tochter des Nagl soll letzte Woche beim Passieren der Grenzschutzposten auf der Rheinbrücke in Buchs verächtlich die Zunge herausgestreckt haben. In anderen Worten: diese nazistisch fanatisierte Person hat durch diesen Akt unsere Armee beleidigt und verächtlicht gemacht.

4. Oktober 1938. — Sehr oft muß ich diese Leute und ihren Anhang nun täglich zwei- und dreimal nach Feldkirch fahren. Es sind zumeist Parteianlässe und Zusammenkünfte.

DER NÄCHTLICHE ZWISCHENFALL AN DER GRENZE

7. Oktober 1938. — Nach einer nächtlichen Ankunft von der Schweiz her, werde ich beim Gepäckausladen vor dem Hotel «Bayrischer Hof» in der Stadt Augsburg von einem hinter mir parkierenden Automobilisten in unflätiger Weise beleidigt. Er sagte, wir Schweizer seien eine Saubande und wir hätten hier in Deutschland nichts zu suchen. Ich notierte seine Autonummer und ließ mit Hilfe zweier Passanten und eines Hotelangestellten einen Rapport aufsetzen. Die Leiterin des Hotels versicherte, sie wolle die Sache der Partei melden und Untersuchung und Bestrafung beantragen. Auf mein Verlangen, daß dies doch zu den Befugnissen und Ahndungen der Polizei gehöre und dieser sofort rapportiert werde, ist sie ganz erstaunt. Das sei doch eine Angelegenheit der Partei, und ich werde eine schriftliche Satisfaktionserklärung zugestellt erhalten. Den Fall habe ich anderntags dem Chef gemeldet. Die Angelegenheit ließ den Direktor völlig gleichgültig. Auf das Satisfaktionsschreiben von Augsburg warte ich heute noch.

26. Oktober 1938. — Auf einer Fahrt über Genf ins Savoyische gibt's in der Direktorsfamilie einen großen Krach. Zwei Gäste, die von Deutschland kamen, nehmen mit ihrem Feiern kein Ende und wollen schließlich noch einen Tag länger in Lausanne weilen.

30. Oktober 1938. — Kurz nach Mitternacht verlassen wir die Grenzstadt Feldkirch Richtung Buchs. In unserer Begleitung befindet sich ein hochnazistischer Student aus Thüringen und ein gewisser M., ein entlassener Kantonsangestellter. Bei der deutschen Zollschranke in Tisis marschieren die Insassen zu Fuß nach dem schweizerischen

Zollposten Schaanwald. Nach der Schriften- und Wagenkontrolle fahre ich das leere Auto in langsamem Tempo, strikte rechts haltend, über die Grenzlinie. In diesem Moment überholt mich ein kleiner Wagen und fährt direkt vorn in die große Limousine des Direktors. Es ist Herr Nagl in seinem «Opel». Empört über eine solch gemeine Fahrerei, springe ich aus dem Führersitz und wende mich in gehörigem Schweizerdeutsch an Nagl. Der Wagen hat einige Beschädigungen. Während dieses Disputes stehe ich zirka 60 cm auf schweizerischem Zollgebiet. Die deutsche SS-Zollwache steht in knapper Armlänge auf der Grenzlinie hinter mir.

Beim Weiterfahren bin ich mir bewußt, daß nun die Würfel gefallen sind. Ein ungemein frohes Gefühl überkam mich, als ich die Grenzschutzwachen auf der Buchser Brücke passierte. Mir schien, als wäre ich, jahrelang vom Heimweh geplagt, in einem ungesunden, gefährlichen Lande gewesen und nun endlich, endlich heimgekehrt.

Lange, nachdem ich den Wagen versorgt hatte, stand ich noch vor der hellerleuchteten Villa. Drinnen konferierten Herr Nagl, der entlassene Polizist, der Nazistudent und die Direktors.

31. Oktober 1938. — Vormittags werde ich vor meinen Chef beordert, der mir, ohne mich anzuschauen, eröffnet, daß ich sofort entlassen sei. Als Grund zu diesem jähen Schritt beschuldigte er mich, daß ich ihm nun ganze drei Jahre lang Befehle erteilt habe. Daß er mir gehorchen mußte, dies habe er nun satt.

Mündlich und schriftlich habe ich dann diesem seltsamen Schweizorgast zur Kenntnis gebracht, daß er seinen Chauffeur wegen seiner schweizerischen Einstellung auf fremde Anweisung entlassen habe.

Wir wären fürwahr schlechte Eidgenossen, wenn wir unsere Gesinnung und unsere Eigenart durch Geld und Glanz, durch schöne Worte und Vorspiegelungen vergewaltigen ließen!

Er habe mir gehorchen müssen — — —?! Er, der Herr Fabrikdirektor, der Fabrikbesitzer, der Millionär und der Nationalsozialist,

soll die Befehle seines Chauffeurs ganze drei Jahre lang gehorsamst ausgeführt haben? Es wäre zum Kranklachen, wenn dieser ungeheuerliche Ausspruch nicht eine schwere Beschuldigung meiner Person bedeuten würde. Nach diesem echt Goebbelsschen Abwälzungsmanöver wäre ich derjenige, der all dieses Treiben mit Herrn Nagl als Partner, organisiert und betätigt haben soll, um meinem eigenen Vaterlande zu schaden. *Es ist heute schon mein felsenfester Entschluß, diese gemeine Lüge eines unwürdigen Nutznießers unserer demokrntischen Staatseinrichtung zu widerlegen. Ich werde nicht ruhen und rasten, bis diese undankbaren Gäste, diese gefährlichen Helfershelfer, die in unserem Lande als Wölfe im Schafspelz herumwühlen, den Boden der Eidgenossenschaft verlassen haben.*

Heutzutage ist es aber kaum noch möglich, durch das Mittel der Presse solche politischen Tricks zu widerlegen, denn die Herren Redaktoren schlagen sich nicht gern mit den bereits drohenden Zensoren herum. *Der Fabrikant kann aber des bestimmtesten darauf rechnen, daß wir früher oder später auf diese groteske Lüge zurückkommen werden.*

Es glimmt ein Funke in uns, der, einmal zur Flamme angefacht, eigene Armut und fremden Hohn ignoriert. Die Flamme in uns wird zur Macht getrieben durch unsere seelischen Qualen, die uns durch Unrecht zugefügt werden. Dieses zehrende Feuer wird dann blindlings die Barrieren des Geldes und der Machteinflüsse niederreißen und sich dem habgierigen Feind entgegenwerfen. Von da ab gibt es keine Ruhe, keine Pause mehr, bis wir gesiegt haben oder bis wir gebodigt sind, oder die eigene Flamme uns aufzehrt.

KURZER RÜCKBLICK

Was dieser Mr. Kuhn heute vor mehr als zehn Jahren im Nachtschnellzug Chikago-Harrisburg im Namen Hitlers propagierte, hatte sich jetzt zu einer Art schlimmster politischer Pestilenz entwickelt. Alles, was moralisch und charakterlich haltlos war, wurde von dieser teuflischen Seuche erfaßt. In Deutschland herrscht ein Verbrechertum. Für die Ganzstarken und Widerstandsfähigen gab es bald keinen anderen Ausweg, als diese Seuchenzone zu verlassen oder auf irgendeine Weise «unterzutauchen», um diesem Inferno von blutigem Unrecht zu entgehen. Es hieß, so oder so, ärmlich und erbärmlich weiterzuvegetieren, mit der vagen Hoffnung, die Zeiten der «Volksgesundung» noch zu erleben.

Teuflische Intelligenz und eine raffinierte Sicherheitsorganisation verhinderten und zerstörten jeden sichtbaren Widerstand und forcierten willensschwache, ehedem nicht schlechte Deutsche zu gemeinen Handlungen und Verfolgungen ihrer eigenen Brüder.

Für meine Person hat sich nach der Entlassung aus dem Dienste des Millionärs, nach der Schlußszene des ersten Aktes, der Vorhang gesenkt. Wenn Gerüchte behaupten, dieser Nagl habe mein Gefährt versehentlich auf schweizerischem Zollgebiet angefahren, statt auf deutschem, um mich endgültig den Häschern in die Hände zu spielen, so fehlen hierzu Anhaltspunkte. Wahr ist jedoch, daß der Mann leicht angetrunken war, daß sich der Fabrikdirektor über die Panne nicht aufgeregt hat, wie das sonst immer der Fall ist. *Tatsache ist auch, daß man einen Reserve-Chauffeur, eben diesen entlassenen Kantonsangestellten M., vorsorglich bei sich hatte.* Es fiel mir auf, daß ich mit dem Wagen in der deutschen Zollrevision allein zurückgelassen

wurde, während die ganze Gesellschaft von sieben Personen den Weg zu Fuß, ohne jegliche Paßkontrolle durch die SS-Zollwächter, zum schweizerischen Zollgebäude zurücklegten. Für mich war es alarmierend, wie diese Zöllner eine durchgreifende Stichkontrolle meiner sämtlichen Papiere vornahmen, inklusive des Kartenmaterials im Wagen und der persönlichen Brieftasche. Sie hatten keine Eile, es war gerade, als warteten sie auf etwas. Erstmals mußte ich an diesem Grenzübergang alle Polster kehren. Der Postenchef war in gereizter Stimmung. Sie fanden natürlich nichts. *Das Schweißband meiner Mütze wurde nicht untersucht, die Fußteppiche des Wagens wurden nicht entfernt!* Mit einem herausfordernden «Heil Hitler» gab mir der SS die Papiere zurück. «Gute Nacht», sagte ich, und kaum setzte sich der Wagen in Bewegung, so schoß auch schon dieser Nagl mit seinem «Opel» aus dem Hintergrund und lenkte, scharf nach rechts, auf die Grenzlinie, und fuhr in meinen Vorderwagen. Nach zirkulierenden Verlautbarungen soll ich Nagl geschlagen haben, dies stimmt nicht. Ich hatte die Hand zum Schlag gegen den Spitzel erhoben, ließ aber ab, als unser Schweizer Grenzer vom Zollhaus herbeieilte.

Man mag von uneingeweihter Seite einwenden, meine Tätigkeit sei einem persönlichen Haß entsprungen, dem ist aber nicht so. Es ist bereits eingangs dieser Arbeit dargetan worden, daß ich je und je seit meiner Aufklärung über diese totalitären Bewegungen ihre Befürworter haßte. *Denn wieviele Fehler wir Menschen auch haben mögen, die Mehrzahl von uns liebt das Gute, das Gerechte und haßt das Schlechte!*

MEIN ERSTER BRIEF AN RÖSEL

31. Oktober 1938. — Da mir Direktor Rösel in der Entlassungsstunde keine Gelegenheit gibt, mich ruhig zu rechtfertigen — er unterbricht mich immer wieder — so schreibe ich den folgenden Brief, als Antwort auf die völlig unhaltbaren Anwürfe:

«Ich kann mich nicht erinnern, daß ich in meiner Fahrtätigkeit, noch in der Gartenarbeit, Ihre Anordnungen sabotiert hätte, um einen Anlaß zum Bruche des Dienstverhältnisses herbeizuführen. Ich habe Ihnen noch nie Anordnungen gegeben, wo man hinfahren soll. Ich habe Ihnen einzig vorgeschlagen und geraten, auch zuweilen zwischen den vielen Deutschlandfahrten eine schöne Tour in der Schweiz zu machen. Da ich ohne jeglichen triftigen Grund aus meiner Stellung herausmanövriert werde, lasse ich noch im Geiste diese drei Jahre Dienst bei Ihnen, diese 93,000 Kilometer Revue passieren. Übereinstimmend mit meinen Aufzeichnungen komme ich da zum Schlusse, daß ich nicht wegen Dienstverfehlung entlassen werde, sondern weil ich eine aufrichtige Schweizer Gesinnung vertrete, die heute gar nicht mehr in Ihre Umgebung hineinpaßt. Sie sagen, Sie politisieren nicht. Dem ist nicht so. Diese Aussage steht ja vollständig in Widerspruch mit Ihren gegenwärtigen Freundschaften. Sie unterstützten schon lange, und erst recht seit dem 13. März dieses Jahres, moralisch und finanziell die Sache des Nationalsozialismus. Wer sich so benimmt, ist unberufen, zu sagen, er politisiere nicht, er schaue weder nach rechts noch nach links. Für eines muß ich mich bei Ihnen bedanken, nämlich, daß Sie es mir ermöglichten, das Dritte Reich in der Nähe zu beobachten. Nur dadurch wurde ich wieder ein guter Schweizer, der seine Freiheit, seine Heimat und seine Religion schätzt.»

Verlegen und bestürzt, in seinem herrischen Wesen aufs tiefste verletzt, weiß sich der Millionär nicht anders zu helfen, als einen Anwalt zu engagieren, dazu noch ausgerechnet einen Schweizer.

Herr R. schreibt selten Briefe. Ansichtspostkarten, Telegramme und Wechsel sind seine hauptsächlichsten schriftlichen Anstrengungen. Auf Reisen zeigt er eine Vorliebe, Autonummern von Schweizer Wagen in Deutschland zu notieren. Fürs Briefeschreiben mangelt ihm wahrscheinlich die notwendige Geduld.

Doch dem ist leicht abzuhelfen. Sein Lieblingsspruch lautet ja: «Die kleine Bewegung zwischen Daumen und Zeigefinger regiert die Welt.» Er besitzt ja viel Geld. Geld das ihm die geduldigen, braven Schweizer für sein Fabrikat bezahlen. Warum denn auch Briefe schreiben? Das kommt ja gar nicht in Frage. Er, als Fabrikbesitzer, einem bloßen Chauffeur schriftliche Antwort erteilen? Nein und nochmals nein! Er hat einen glänzenden Einfall. Es wird sich sicherlich jemand finden lassen, wenn man die Angelegenheit gerade am richtigen Biertisch erzählt. Bald wird sich irgendein Pfiffikus freiwillig, ihm, dem reichen und großen Steuerzahler, zur Verfügung stellen.

Als gefügiger Korrespondent des Direktors erweist sich nun Herr Dr. Schwendener. Er will diese «Verbändlihocker» schon lehren. Er versteht ja auch das Prozessieren besonders meisterhaft.

Von hundert Anwälten hätten jedoch neunundneunzig das heikle Anliegen des Nationalsozialisten glatt abgewiesen, und der hundertste hätte vor der Übernahme mit seinem Miteidgenossen, den er nun für einen Nazi bekämpfen sollte, Rücksprache genommen.

Dieser Rechtsanwalt ist zugleich erster Bürger meiner Wohngemeinde, also mein oberster Gemeindevorgesetzter. Selbstverständlich wäre es auch seine Pflicht als Gemeindeammann, seine untergebenen Bürger zu schützen. Er ist Schweizer, ich bin Schweizer. Der Direktor ist Ausländer und Nationalsozialist. Ich bin sozusagen mittellos, der andere ist schwerreich und dazu noch Fabrikdirektor. Der Geldsack wird geschützt.

Sehr nett nnd hochpatriotisch klingen jeweils die Augustfeieransprachen des Herrn Gemeindeammanns. Er läßt es sich auch nicht

nehmen, die ergreifendsten Vaterlandslieder in der Frontreihe auf der Tribüne mitzusingen.

Ihm kann es ja nie fehlen. Er gewinnt die meisten Prozesse landauf und landab. Bei ihm genügt gar oft nur der bloße Name oder ein Brief, und der Fall ist für ihn erfolgreich beendigt. Jawohl, er allein kann sich so etwas leisten, als Gemeindeoberhaupt einen Nazi zu schützen, um einen Schweizerbürger, einen Schweizer Arbeiter seiner eigenen Gemeinde zu bekämpfen. Wohlverstanden, er betätigt sich dabei im Auftrag eines bereits bekannten Nationalsozialisten.

Herr Rösel hat Geld, für ihn ist es ein leichtes, den teuersten Advokaten vor seinen Wagen zu spannen.

Ich muß gestehen, daß ich diesem Manne seit dem 12. Juni 1937 nicht mein volles Vertrauen entgegenzubringen vermochte. An diesem Tage sah ich den Advokaten nämlich, wie früher vermerkt, in der politisch verdächtigen Gesellschaft des Herrn Nagl und der Direktorsfamilie.

Mit Schwung und Geschäftsinteresse führt er nun den Kampf im Namen des Nationalsozialisten Rösel. Ein erster Einschüchterungsbrief wird nun an den mittellosen Gemeindeuntergebenen von Stapel gelassen. Ohne sich bei mir auch nur im geringsten über Sachverhalt und Einstellung des Rösel zu erkundigen, was seine Pflicht als Gemeindeammann gewesen wäre, fällt er nun siegesgewiß über sein Opfer her. Er schreibt:

DR. SCHWENDENER SCHREIBT EINEN BRIEF

«Herr Direktor Rösel, Buchs, hat mich beauftragt, Ihnen Ihre Zuschrift vom 31. Oktober 1938 zu beantworten:

Grund Ihrer Entlassung ist selbstverständlich nicht, wie Sie behaupten, Ihre ‚Schweizer Gesinnung', die zu kritisieren oder zu beeinflussen Herrn Rösel selbstverständlich nie eingefallen ist. Wenn das Dienstverhältnis schließlich unhaltbar geworden ist, so liegt die Ursache in Ihrem Verhalten gegenüber dem Arbeitgeber, indem Sie sich Freiheiten erlaubten, die einem Dienstpflichtigen nie und nimmer zugebilligt werden können. Welche politische Gesinnung Herr Rösel hat, und wohin er seine Reisen ausführt, geht Sie selbstverständlich nicht das geringste an. Übrigens ließ auch die Art und Weise, wie Sie Ihre gewiß nicht schwere Arbeit ausführten, viele Wünsche offen.

Sonderbar mutet Ihre Bemerkung an, daß Sie während Ihres dreijährigen Dienstverhältnisses zu wenig Freitage bezogen haben. Warum kommt Ihnen das erst heute in den Sinn? Die Antwort kann leicht darin gefunden werden, daß auch Sie bis zu Ihrer Entlassung der Auffassung waren, bei der Ausführung Ihrer dienstlichen Obliegenheiten mehr als genügend freie Zeit gehabt zu haben. Dadurch, daß Herr Direktor Rösel auf die Leistung Ihrer Dienste bis zum Ablauf der Kündigung verzichtet, Sie aber trotzdem voll belöhnt, gelangen Sie nun noch in den Besitz von zwei bezahlten Ferienmonaten. Ein weiteres zu verlangen, geht selbstverständlich nicht an, und muß Herr Rösel bezügliche Ansprüche als unberechtigt mit allem Nachdruck zurückweisen.

Hochachtungsvoll: Schwendener.»

Dieser Brief vom 2. November hat mich aufgeschreckt. Die verschrobene Art von unbelegbaren Anwürfen und Vermutungen bringen mich in höchste Alarmierung.

EIN VERBAND WIRD ORIENTIERT

Herr Rösel hat Geld, er kann sich, wie gesagt, den besten Anwalt engagieren. Ich habe kein Geld, gehöre aber einem der großen schweizerischen Gewerkschaftsverbände an, also schreibe ich meinem Sekretär. Dieser Brief lautet:

«Kurz nach Mitternacht letzten Samstags hatte ich auf dem Schweizer Grenzposten Schaanwald, mit meiner Naziherrschaft von Feldkirch heimkehrend, mit dem Auto des Gestapo-Lockspitzels Nagl aus Sevelen, einem Busenfreund meines Chefs, eine kleine Autokollision. Nagl ist mir mit seinem Wagen in unseren Vorderwagen gefahren und hat einen Kotflügel gestaucht. Dies hat der leicht alkoholisierte Mann beim Überholen auf der Grenzlinie verursacht. Ich habe mich natürlich prompt auf Schweizerdeutsch für solche Fahrerei bedankt. Vermutlich wurde später, ungefähr um zwei Uhr morgens, bei einer Zusammenkunft in der Villa meines Chefs, meine Entlassung auf Nagls Befehl beschlossen. Am Montag wurde mir eröffnet, man werde den Wagen über Winter einstellen und später einen Gärtner-Chauffeur anstellen. Man sei mit mir wegen der Gartenarbeit, den Anordnungen meinerseits von Autotouren und der Streitereien mit der Frau Direktor nicht mehr zufrieden. Seit dem 12. September 1935 hatte ich keine Ferien und bin mit den gesetzlichen Ruhetagen im Rückstand. Man hat mir meine Belöhnung bis Jahresende ausbezahlt. Ich habe das Geld unter diesem Vorbehalt angenommen, daß, sollte meine Ruhetags- und Ferienentschädigung diesen Betrag überschreiten, ich wieder vorsprechen würde.

Zu Deiner weiteren Orientierung diene der beigelegte Brief von Dr. Schwendener.

Die Gründe, die Rösel zu meiner Entlassung anführt, sind für mich völlig unstichhaltig. Mit meiner Berufsarbeit ist man bis zum besagten Auto-Malheur vollauf zufrieden gewesen. Der Direktor sagte allerdings bei der Entlassung, daß er wiederholt seinem Generalvertreter über meine Tätigkeit geklagt habe. Warum hat er mir dies erst am Ende des Arbeitsverhältnisses gesagt? Im Angestelltenverhältnis glaube ich, ist die Kündigungsfrist, wenn kein Vertrag besteht, drei Monate. Bei Stellenantritt hat Rösel versprochen, für jeden Sonn- und Feiertagsdienst einen Ruhetag in der Woche zu gewähren. Dies ist in den ersten paar Wochen genau eingehalten worden. Später hat er sich in den seltensten Fällen an diese Abmachung gehalten, und gar oft wurde ein schon versprochener Ruhetag durch die Launen und das Reisefieber der Frau Direktor zunichtegemacht.
Mit dieser Angelegenheit folgt aller Wahrscheinlichkeit einmal ein politisches Nachspiel. Dabei soll die Wühlarbeit dieser Ausländer der Öffentlichkeit aufgezeigt werden.»

4. November 1938. — Als besorgter Bürger erachte ich es als meine Pflicht, verschiedenen Schweizer Zeitungen über das Treiben dieser undankbaren ausländischen Gäste vorsorglich zu berichten. Denn als Angehöriger eines freien Landes, das die Grundsätze der Gleichheit vor dem Gesetze jedem Bürger gewährleistet, habe ich dazu das volle Recht. Es soll dann keiner nachher kommen und sagen, wir hätten nichts geschrieben, eben weil wir nichts wußten. Wie ich bereits eingangs dieser Schrift erwähnt habe, gab es, und gibt es heute noch Presseorgane, die sich mit beharrlicher Hartnäckigkeit von Veröffentlichungen dieser Art distanzieren, um ja gewisse Gesinnungskreise nicht zu entfremden. Man will diese warmhalten, denn man kann ja nie wissen, was noch kommt.

DR. SCHWENDENER ERHÄLT EINE ANTWORT

4. November 1938. — Der Brief des Herrn Dr. Schwendener gibt mir viel zu denken. Der Mann spricht da von Freiheiten, die ich mir erlaubte, und von der Art und Weise, wie ich meine Arbeit ausführte. Der Herr Doktor Schwendener spricht hier in Rätseln. Dies sind hinterhältige, heimtückische Verdächtigungen, die er gar nicht begründen kann. Von diesen Übeln hat der reiche Direktor gar nie etwas gesagt. Genügend freie Zeit soll ich nach der Schreiberei des hochlöblichen Advokaten gehabt haben. Es sind lauter falsche Vermutungen, die er oder sein Klient erfunden haben, um das wahre Motiv meiner Entlassung zu tarnen. Hier mein Schreiben an Herrn Schwendener:

Einschreiben. Buchs, den 4. November 1938.

Herrn
Dr. J. Schwendener
Buchs

Werter Herr Doktor!
Wir stehen heute im Banne der geistigen Landesverteidigung, besonders unser Kanton und unser Gebiet stehen mitten drin in der Abwehr gegen fremde, unschweizerische Einflüsse und Umtriebe. Da ist es nun am Platze, die Dinge beim richtigen Namen zu nennen.
Im Auftrage des Nationalsozialisten Rösel, eines Busenfreundes der «Volksgenossen» Nagl, Scheyhing, übermitteln Sie mir unter dem 2. November 1938 ein Schreiben. Dies möchte ich unter keinen Umständen unbeantwortet wissen.

Ich bin Schweizerbürger und habe in dieser Eigenschaft über 700 Diensttage von 1914 bis 1918 dem Vaterland gedient. Ich diene seit einiger Zeit wiederum in uneigennütziger Weise indirekt meiner Heimat auf Abwehrposten gegen die Feinde unserer Heimat, die Totengräber unserer Demokratie.

Meine patriotische Gesinnung, die mich in der ersten Hälfte dieses Jahrzehntes ein wenig vernachlässigte, hat sich nach den drei bewegten Dienstjahren bei Rösels voll und ganz wieder zurückgefunden.

Meine letzte Dienstleistung war eine Fahrt von Feldkirch nach Buchs, kurz nach Mitternacht, letzten Samstag. Auf der Grenze in Schaanwald kollidierte der Nagl-Wagen beim Überholen auf der Grenzlinie mit dem von mir gesteuerten Auto. Entrüstet machte ich mir über die gemeine Fahrerei auf Schweizerdeutsch Luft. Nagl ist dann in Buchs noch bei den Direktors eingekehrt.

Montag früh war mein Chef wie verwandelt. So hatte ich Herrn Rösel noch nie erlebt. Aufgefallen ist mir, daß er beim Vorfall in Schaanwald die Partei des Nagl ergriff. Ich hatte bei Rösels schon allerlei sonderliche Launen mitgenießen müssen, aber in dieser Verfassung hatte ich den Chef noch nie gesehen — kein rechtes Wort und mich kaum eines flüchtigen Blickes würdigend.

Knappe zwei Stunden später wurde ich ins Büro beordert, wo man mir eröffnete, daß der Wagen einige Monate eingestellt werde, daß ich die zwei Monate des Jahres noch als Kündigungsfrist und Ferienzeit betrachten könne — und wurde ausbezahlt.

Die Motive der Entlassung, wie man sie mir auseinandersetzte, sind vollständig unhaltbar. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich je eine Anordnung, einen Auftrag nicht erfüllt habe, der mir aufgegeben wurde.

Die Entlassung kam bei mir wie ein Blitz aus heiterem Himmel, denn die Frau Direktor hatte mich kurz vorher für mein Fahren auf einer Westschweizer Tour gelobt und sagte, man reise bald einmal nach England und später nach Amerika, wobei man den Wagen auch mitnehme.

Der Herr hat mir bei Stellenantritt am 12. September 1935 erklärt, meine Pflicht sei das Fahren, das gute Fahren und die Wagenpflege. Heute will man mich durch Verfehlungen in Nebenarbeiten hinausmanövrieren, an die ich mich absolut nicht erinnern kann.

Es ist die Pflicht des Arbeitgebers, den Fehler eines Angestellten sofort und auf dem Platze aufzuzeigen, ihn zu maßregeln, aber nicht hintennach zu sagen, man habe zu diesem und jenem über das Verhalten des Herrn Frey schon einige Male gesprochen. Diese und jene haben auch mir nichts gesagt.

Die Erteilung von Ferien- und Freizeit ist Sache der Vernunft und Anständigkeit des Arbeitgebers. Die Arbeiterschaft der Teppichfabrik hat auch nicht gefragt, Herr Rösel hat ihnen eine Woche Ferien aus freien Stücken geschenkt. Ich freute mich mit der Belegschaft. Soviel ich weiß, genießen auch die Angestellten der Fabrik mindestens 14 Tage Ferien. Ich hatte in 1100 Tagen, also Diensttagen, ganze 65 Ruhetage, dies alles peinlich nach dem Kontrollbuch.

Nun zur politischen Seite. Es ist natürlich nicht gleichgültig, was einem so mitteilsamen Herrn, wenn man mit 60 bis 100 km dahinfährt, verzapft. Ich bin Schweizer und habe aus wohlerwogener Überzeugung alles nationalsozialistische Gedankengut, das man mir auftischte, von mir gestoßen, diese indirekten Werbungen stießen naturgemäß auf meinen Abwehrwillen, und ich antwortete darauf mit träfen Entgegnungen. Man muß doch etwas sagen, wenn man so lange angeredet wird.

In den Jahren 1936/37 waren diese Vorträge besonders reichlich, bis ich dann nach einer besonders dicken Auftragung auch eine saftige Antwort verabfolgte. Danach stellte man die Naziplatte für meine Person fast vollständig ab. Hier begann aber auch die erste merkliche Abkühlung gegen mich.

Es sind natürlich zweierlei Welten, die des Nationalsozialisten Rösel, der mit Hochgenuß seine Wallfahrten nach Berchtesgaden und Godesberg unternimmt, oder die des Schweizers Frey, der

sich schon lange auf einige Tage Ferien sehnt, nur um wieder einmal eine Bergtour durchs schöne Palfries auf den Alvier zu machen.

Es ist ja lächerlich, wenn Rösel behauptet, ich hätte ihm Befehle erteilt — dann wären wir keinen einzigen Kilometer in Deutschland oder Italien gefahren, sondern hätten das gute Schweizergeld in der Schweiz verreist. Einzig am 18. September 1938, als die politische Luft dick wurde, habe ich einen Gegenvorschlag, nämlich für eine deutsche Tour, eine in der Schweiz vorgeschlagen. Herr Rösel war einverstanden, aber seine älteste Tochter hat sich dann in besonders abschätziger Weise dagegen aufgelehnt, und so ging man ins Deutsche.

Keine schwere Arbeit? Keine Kleinigkeit! Bei Kindergeschrei, Gezänke, Weinen, rechthaberischen Nörgeleien bei Höchstgeschwindigkeiten ruhig am Steuer zu sitzen, auf fremden Straßen, in fremden Ländern, die Geographie sich im Kopfe wieder zurechtmachen, den Insassen Red und Antwort geben, politische und andere Vorträge abzulauschen, immer wieder vorfahren, Signale geben, schalten. Fenster öffnen und schließen — oft über 600 Kilometer im Tag. Da winkt der süße Feierabend am Ziel. Nein, jetzt geht's noch auf Besuch, Verbrüderungsfeiern bis oft nach Mitternacht. Das waren Tagesleistungen, die allein eine Ruhe von zwei Tagen erforderten, um sich vor frühzeitigem Nervenleiden und Herzbeschwerden zu schützen.

Wir Schweizer begegnen heute im Dritten Reiche auch einer gewissen Sorte von Menschen, die durch ihre Einverleibungspolitik unseren Nationalstolz unflätig in den Kot ziehen. Seit dem 13. März 1938 notiere ich allein 12 Fälle, da man mir sagte, daß die Schweiz mit ihren bolschewistischen und jüdischen Einwohnern auch bald annektiert werde. Ich halte ein Dokument von Augsburg, in welchem mir ein Fremder ahnungslos eröffnet, wir seien eine Saubande und ein jüdisches Gesindel in der Schweiz. Dies geschah am Abend des 7. Oktobers 1938. Mit Hilfe zweier Leute ließ ich einen Rapport aufsetzen. Die Leiterin des Großhotels gab

die Sache dann den maßgebenden Instanzen. Ich verlangte, daß dies die Polizei behandle. Es werde ein Satisfaktionsschreiben folgen. Man hat die Wagennummer des sauberen Herrn notiert. Heute ist's schon vier Wochen seither, und kein Wort von Augsburg, ich behalte aber den Abzug des Rapportes.

In voller Anerkennung Ihrer Augustfeieransprachen, sollten wir in unserem Lande keine Zeit versäumen, um unschweizerische Elemente, die sich in undemokratischen Organisationen zusammenschließen und sich durch systematische Verhöhnung unserer Institutionen und Einrichtungen auszeichnen, aufzuzeigen, zu verbieten oder des Landes zu verweisen. Seien wir nicht Handlanger weder von Nationalsozialisten noch von Faschisten; ihr Ziel ist die Vernichtung unserer Freiheit, der Tod unserer Zivilisation.

Dies, werter Herr Doktor, als Antwort auf Ihr Schreiben vom 2. November d. J. nnd zur Aufklärung, zu Ihrer eigenen Information.

Mit Hochachtung
Signatur.

6. November 1938. — Das Behördemitglied J. Schaub, ein Mann, den ich zufolge seiner sozialen Gesinnung schätze, informiere ich als einen der ersten über meine Entlassung. Bei meiner Unterredung billigt er mein Vorgehen gegen die Nazi.

Inzwischen, gedrängt durch die Haltung des Gemeindeammanns Schwendener und das feige, verleumderische Treiben des deutschen Fabrikanten, fahre ich nach St. Gallen, allwo ich das einschlägige Material über diese Nazitreibereien dem kantonalen Polizeidirektor übergebe. Man verspricht mir rasche Erledigung.

Mittlerweile wurde in Buchs auf Anraten von deutschfreundlichen Kreisen der ehemalige vom Kanton entlassene M. als Chauffeur des Rösel eingestellt. Der Mann befand sich in jener Nacht beim Vorfall in Schaanwald auch unter den Fahrgästen der Nagl-Rösel-Gesellschaft.

Es waren dunkle, schwere Tage für mich. Oft überkam mich ein leiser Zweifel an Treu und Glauben. Ich war empört über die Nieder-

trächtigkeit, die Lügen, mit denen man meine Ehre, das Wenige, was ein armer Mann besitzt, besudeln wollte. Die Lüge eines Nationalsozialisten hätte ich weniger tragisch genommen, denn diese ganze Bewegung war ja schließlich nur auf Lug und Trug aufgebaut. Daß aber ein Schweizer, der sich in der Öffentlichkeit als wahrer Hurra-Patriot benahm, sich auf diese Weise gegen mich betätigte, das war gemein. Er war im Begriff, die Lüge des Nationalsozialisten zu schützen und durch bewährte juristische Operationen in eine Tatsache umzuwandeln.

DER VERBAND GREIFT EIN

Nach einer eingehenden Unterredung mit meinem Sekretär, Kollege Robert Gsell aus St. Gallen, stellt sich der Verband der Handels-, Transport- und Lebensmittelarbeiter der Schweiz, abgekürzt VHTL, ein Glied in der Familie des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes, als Anwalt für meine Angelegenheit zur Verfügung.

Nun erhebt sich aus dem Chaos von Zweifel, Niedergeschlagenheit, Zerknirschung und Empörung eine Macht, die im Namen von Tausenden von Arbeitern, im Namen von Tausenden von Schweizern spricht. Schon früher kannte ich die Wohltat des Verbandes, er hat mir und zahllosen meiner Kollegen geholfen. Mehr als einmal hatte ich jene Wahrheit erfahren: allein sind wir nichts, vereint aber alles. Nicht der Einzelne ist der Verband, sondern alle zusammen. Der Zufall wollte es, daß mein Vertreter zugleich Dienstkamerad 1914/18 war. Wir stehen also bei dieser Aktion wiederum bei einer Art Grenzbesetzung.

Hier folgt das erste Schreiben meines Verbandes an den deutschen Fabrikdirektor:

St. Gallen, den 9. November 1938.

Herrn
Rösel, Direktor,
Buchs (SG)

Betr. Entlassung des Chauffeurs John Frey.

Wie wir von Obgenanntem vernehmen müssen, erfolgte die Entlassung nicht wegen Arbeitsmangel, sondern zufolge der schweize-

rischen Gesinnung des Mannes. Sie haben die Absicht, für Frey einen Chauffeur zu engagieren, der Ihrer politischen Einstellung eher entspricht. Es ist sonst nicht unsere Aufgabe, nach politischer Richtung zu forschen, oder den Arbeiter blindlings zu schützen. Wir haben dann aber diese Aufgabe zu erfüllen, wo nachweisbar festgestellt wird, daß der Arbeitnehmer korrekt und diensttreu seinen ihm obliegenden Pflicht nachgekommen ist. Sie werden nicht in der Lage sein, betreffend Erfüllung der Dienstobliegenheiten dem Chauffeur Frey irgendwie Vorhalte machen zu können. Aus dieser Tatsache heraus haben wir als Verband gegen diese Entlassung den schärfsten Protest zu erheben. Es ist uns klar, daß unter diesen obwaltenden Umständen dem Chauffeur nicht zugemutet werden kann, noch länger in Ihren Diensten zu verbleiben. Die Sache wird ja zufolge Ihrer rigorosen Handlung nicht ohne politisches Nachspiel abgehen. Was wir nun von Ihnen verlangen, ist folgendes:

1. haben Sie dem Obgenannten unverzüglich ein Zeugnis auszustellen, das Aufschluß gibt über die dienstliche Tätigkeit, über seine Leistungen und auch über sein Betragen. Natürlich haben Sie zu beachten, daß dieses Zeugnis nicht so ausgefertigt ist, daß es für den Arbeitnehmer irgendwie nachteilig sein könnte (siehe OR, Art. 342).
2. müssen wir Ihnen das Begehren stellen, die dem Obgenannten vorenthaltenen Ruhetage unverzüglich zu entschädigen. Es ist festgestellt, daß während den vollen drei Jahren der Anstellung Frey nur 65 halbe oder ganze Ruhetage beanspruchen konnte. Von diesen 65 Ruhetagen sind nach den Aufzeichnungen ganze 30 Präsenztage, wo sich Frey bereithalten mußte, inbegriffen. Nach unserer Berechnung ist Frey nach den gesetzlichen Bestimmungen um ganze 95 Ruhetage gekürzt worden. Dies muß als eine unerhörte Ausbeutung eines Privatchauffeurs betrachtet werden. In diesem Punkte habe ich Ihnen mitzuteilen, daß wir die Entschädigung für diese 95 Ruhetage in aller Form verlangen müssen.

3. ist es uns aufgefallen, daß Sie dem Manne, trotz der starken Beanspruchung, nicht einmal Ferien gewährt haben. Also auch nach jener Richtung haben Sie sich nie bemüht, dem Mann, der nebenbei bemerkt, Familienvater ist, irgendwie entgegenzukommen.

Wir haben im Verbande auch die näheren Dienstobliegenheiten Ihres ehemaligen Chauffeurs nachkontrolliert. Dabei konnten wir feststellen, daß Sie von den über 1200 Fahrten nur einen geringen Teil geschäftlich machen mußten. Es mutet einen etwas sonderbar an, wenn ein Herr Geschäftsführer sich in einem schweizerischen Betriebe auf diese Weise betätigt. Wir fragen uns, sind wir Schweizer Kunden nur dafür da, neue Industrien zu schützen, daß sich deren Leiter zum Schaden eines Betriebes und auch zum Schaden der Arbeiterschaft auf diese Weise betätigen kann?

Der Unterfertigte muß nun von Ihnen verlangen, daß obige Begehren restlos und innert zehn Tagen erfüllt werden. Falls Sie diesem Begehren keine Beachtung schenken sollten, stehen wir nicht zurück, Ihr Geschäftsgebaren in der gesamten Tagespresse entsprechend zu veröffentlichen. Wir müssen uns auch vorbehalten, den tit. Aktionären das bestimmte Begehren zu stellen, ihren Direktor ebenfalls zu entlassen. Als Verband haben wir ja ohnehin die Möglichkeit, falls unseren Begehren nicht entsprochen wird, gegen den Betrieb wirtschaftliche Maßnahmen zu treffen.

Ich ersuche Sie, obigen Fall ordnungsgemäß zu erledigen.

Signatur: Gsell.

10. November 1938. — Der entlassene Kantonspolizist, den ich in der Nacht vom 30. Oktober 1938 mit der Nazigesellschaft von Feldkirch herübertaxte, fährt jetzt mit dem Wagen des Herrn Rösel umher. Er ist also bereits fest angestellt. Die öffentliche Meinung beschäftigt sich gegenwärtig emsig mit dem Fall.

12. November 1938. — Der Führer der Jungliberalen Gruppe, Herr Wegmann, besucht mich heute abend. Er sagt, seine Leute seien sehr aufgebracht über das Treiben dieser Ausländer.

Der Direktor lamentiert immer noch herum und streut neue Greuelmärchen über mich in die Bevölkerung. Sein neuester Schlager ist, ich sei ihm frech gekommen und wisse von der Politik zu viel.

13. November 1938. — Heute sende ich die Zeitenkontrolle meiner drei Jahre Fahrdienst als Aktenunterlage an die kantonale Polizeidirektion nach St. Gallen, und einen weiteren Abzug an meinen Verband.

EINE ZEITUNG GIBT AUFSCHLUSS

14. November 1938. — Zwei Vertreter der «Neuen Zürcher Zeitung» erkundigen sich persönlich über den Fall. Sie versichern mir, daß ihre Zeitung die nötigen Schritte zur Aufklärung unternehmen werde, sie würden jedoch noch weitere Informationen benötigen.

Auf alle diese anrüchigen Verleumdungen des Herrn Rösel und auf die völlig einseitige Haltung des Dr. Schwendener hin schreibe ich heute abend einen Artikel über meine Entlassung und deren Hintergründe für das «Volksrecht» in Zürich.

Das Schreiben wurde am 16. November veröffentlicht und lautete:

Eine aufschlußreiche Entlassung

Zur plötzlichen Entlassung eines Privatchauffeurs in Buchs, St. Gallen, aus den Diensten der AG. für Teppichfabrikation, schreibt uns der Entlassene selbst:

«Wir stehen heute im Banne der geistigen Landesverteidigung, besonders unser Kanton, und speziell unser Gebiet, stehen mitten drin in der Abwehr gegen fremde, unschweizerische Umtriebe und Einflüsse. Da ist es nun am Platze, die Dinge beim richtigen Namen zu nennen.

Der Nationalsozialist Rösel ist Leiter und Besitzer der AG. für Teppichfabrikation in Buchs. Als Werkführer in diesem Betrieb funktioniert eine gewisser K. Fischer, auch ein deutscher Reichsangehöriger und Nationalsozialist (Parteimitglied), er ist erster Vertrauter und exerziert mit der Arbeiterschaft nach ‚deutschem Muster', er dient auch als Aufseher des gesamten Fabrikareals und wohnt mit Familie und dem Zeichner Lenkeid (vor zirka

zwei Jahren aus Berlin zugereist), auch einem Nationalsozialisten, allein im Fabrikgebäude.
Der einstige Nazileiter W. Gustloff hatte in früheren Jahren diesem Geschäft auch Besuche abgestattet. Der Millionär Rösel ist kurz nach 1935 in intimere politische Beziehungen mit dem Vorgenannten, mit den Naziwühlern Nagl in Sevelen und Scheyhing in Grabs getreten. (Letzterer ist Gott sei Dank kürzlich gegangen worden.)
Die AG. für Teppichfabrikation beliefert unter anderem auch die Großfirmen Jelmoli, Brann und Globus, sowie zwei weitere Großmagazine in der Westschweiz.
Meine letzte aktuelle Dienstleistung außerorts war eine Fahrt von Deutschland nach der Schweiz. Es war 00.30 Uhr, also kurz nach Mitternacht, am 30. Oktober 1938, als wir bei Tisis von der deutschen Zollabfertigung zum Schweizerzoll auf Liechtensteiner Gebiet, Schaanwald, hinüberfuhren. Mein Wagen hatte kaum die Grenzlinie passiert, so schießt das Personenauto des Nazi-Nagl überholend nach vorn, und dreht zu früh und scharf nach rechts in die Fahrbahn zurück. Es kollidierte, und es gab beiderseits beschädigte Lackierungen. Hätte ich nicht einen sofortigen Stopp gerissen, so wäre der Nagl-Wagen direkt in unseren Vorderwagen gefahren.
Entrüstet sprang ich heraus und machte mir ob solch gemeiner Fahrerei auf Schweizerdeutsch Luft. In Buchs hat dann die Nagl-Gesellschaft, wie das immer unter diesen «Volksgenossen» üblich war, bei Rösels eingekehrt. Aufgefallen ist mir besonders, daß mein Chef von Anfang an die Partei des Nagl ergriff.
Montag früh bei Dienstantritt war der Chef wie verwandelt. Eisig und grimmig. So hatte ich den Direktor noch nie erlebt, obschon ich in diesen drei Jahren bei Rösels allerlei sonderliche Launen mitgenießen mußte.
Knappe zwei Stunden später wurde ich in das Büro beordert, wo man mir eröffnete, daß der Wagen nun einige Monate eingestellt werde, daß ich die zwei Monate des Jahres noch als Kündigungsfrist und Ferienzeit betrachten könne und daß man nachher, im Frühjahr, einen Gärtner-Chauffeur einstellen werde, der den Garten besser pflegen könne.

Die Ursachen der Entlassung sind für mich vollständig unstichhaltig, da ich mich nach stundenlangem Dahinbrüten nicht entsinnen kann, daß ich je einen Befehl, eine Anordnung verweigert oder nicht ausgeführt hatte. Dann fiel es aber wie Schuppen von meinen Augen. Der Vorfall an der Grenze, die Freundschaft Rösels mit den Nagls, die Entlassung des Nazis Scheyhing im Krankenhaus Grabs, meine Einstellung zum Nationalsozialismus, aus der ich auf Schweizerboden nie einen Hehl machte. Ich mußte gehen, weil ich eine aufrechte Schweizergesinnung vertrat. Dies teilte ich aber dem Direktor auch mit.
Dieser nette Herr will noch behaupten, er treibe keine Politik; dieser Ausspruch steht ja in krassem Gegensatz zu seinen Gepflogenheiten. Sein Gesellschaftskreis ist höchst nationalsozialistisch, sein Radio wird auf diesen Ton gestimmt, und er politisiert selbst.
Es ist natürlich nicht gleichgültig, was so ein mitteilsamer Herr, wenn man so seine 80 bis 100 Kilometer in der Stunde dahinsaust, verzapft. Ich bin Schweizer und habe als solcher aus wohlerwogener Überzeugung und eigener Beobachtung alles nationalsozialistische Gedankengut, das man mir während der langen Fernfahrten auftischte, von mir gestoßen. Mehr als einmal fühlte ich bei solchen Situationen einen gefährlichen Nervenkitzel beim Steuern des Wagens. Solche Werbungen stießen immer auf meinen Abwehrwillen, und meine Antworten darauf waren dadurch nicht immer hochfein. Träfe und kurze Entgegnungen, wie sie auch bei Appenzelleru üblich sind. Denn, man muß doch etwas antworten, wenn man so angeredet wird!
Im Jahre 1937 waren die Vorträge besonders reichlich, bis ich dann, nach einer besonders dicken Auftragung, es war etwas über die Schweizerpresse, eine besonders saftige Antwort verabfolgte. In den letzten Wochen stellte man diese Naziplatte für meine Per-

son fast vollständig ab. Hier begann aber auch die erste merkliche Abkühlung gegen mich.

Es sind natürlich zweierlei Welten, die des Nationalsozialisten und Millionärs Rösel, der mit Hochgenuß seine Wallfahrten nach Berchtesgaden und Godesberg unternimmt oder die seines Schweizer Chauffeurs, der bereits drei lange Jahre auf seine berechtigten Ferien und seine gesetzliche Ruhezeit sich sehnt; nur um einmal wieder eine währschafte Bergtour durch die geliebten Berge seiner Heimat zu machen.

In der Verlegenheit, den wahren Grund meiner Entlassung zu nennen, hat Direktor Rösel zu Leuten herumgesprochen, er habe mich nicht mehr behalten können, weil er, Rösel, mir gehorchen mußte — —!!»

Das erhaltene Dienstzeugnis gibt keinerlei Auskunft und Anhaltspunkte über die Ursachen des Bruches im Dienstverhältnis und erhärtet somit aufs bestimmteste die Gemeinheit der politischen Maßregelung von seiten eines Nazi-Ausländers. Das Zeugnis ist aber weiter ein wertvolles Dokument. Es anerkennt, zwar ganz bescheiden, ein zufriedenstellendes Betragen und befriedigende Leistungen.

Für seine vagen Behauptungen hat unser Gegner keine Unterlagen, denn sein Argument ist von Anfang an haltlos und speziell auf Einschüchterung eingestellt. Daß Dr. Schwendener völlig einseitig informiert ist, ergibt sich aus den Eintragungen meines Kontrollbuches. Jeder Tag, jeder Grenzübertritt, jede Raststätte und jede Panne sind genau verzeichnet. Wenn nichts zu fahren war, hatte ich genug schwere Packarbeit in der Fabrik zu leisten. Es scheint, daß dieser Advokat beim Aushecken dieses ersten Briefes vom 2. November an mich, durch eine sonderlich gefärbte Brille schaute. Soviel Verdrehung, Aufmachung und verletzende Hinweise sind darin enthalten, daß man unwillkürlich an die denunzierenden Machenschaften des Dritten Reiches denkt.

Als erstes Pressekommentar, das in Buchs über diese Angelegenheit publik wird, erscheint im «Werdenberger und Obertoggenburger»

eine Einsendung, in der unter dem Datum vom 16. November 1938 folgendes zu lesen ist:

«Wieviele ausländische Kranke und Verwundete haben in der Schweiz das gefunden, was ihre Heimat nicht geben konnte: Gesundheit, Friede und Unterhalt. Aber auch wieviele ausländische Landesflüchtige haben ihrem Land, als es in Not war, den Rücken gekehrt, um heute durch Schleichtum große Patrioten zu werden. Solche Verräter, die nur Geschäfte wittern und ihrem Lande Schande sind, müssen rechtzeitig ausgeschaltet werden, seien es Fabrikherren oder Arbeiter. Es darf nicht vorkommen, daß ein Arbeitgeber, der sein Geld in der Schweiz macht, einen Schweizer Arbeiter entläßt, nur weil dieser Schweizer für sein eigenes Land einsteht. Das ist mehr als Mißbrauch der schweizerischen Gastfreundschaft. In solchen Sachen gründlich Ordnung zu schaffen, ist in erster Linie Pflicht von Behörden und Staat. Es gibt kein Wenn und Aber, keine Furcht und Zaghaftigkeit, sondern nur Energie und Tatkraft. Es ist Zeit, für das Volk einzustehen und ihm sein Vertrauen und seine Ruhe wiederzugeben.»

Der Einsender hat vollkommen recht, diese Rösels haben ihrem Vaterlande den Rücken gekehrt, als es in Not war, heute suchen sie wiederum Anschluß an die ihnen genehmen neuen Staatslenker.

DR. SCHWENDENER AN ROBERT GSELL VOM VHTL

Auf die Eingabe des Sekretärs Gsell vom 9. November an den deutschen Fabrikherrn E. Rösel, kommt nun eine Antwort, aber beileibe nicht von Rösel, sondern von seinem Beschützer, Herrn Dr. Schwendener. Der Brief ist datiert vom 16. November und lautet:

«Herr Ernst Rösel, Direktor der Teppichfabrik AG., Buchs, hat mich beauftragt, Ihr Schreiben vom 9. November 1938 in Sachen John Frey, Chauffeur, Buchs, zu beantworten.

Angesichts der an Erpressung grenzenden Ausführungen in Ihrem Schreiben fällt es mir schwer, Ihnen überhaupt zu antworten. Wenn ich dies trotzdem tue, so geschieht es, um einige bei Ihnen vorherrschende Irrtümer und vollständig unrichtige Auffassungen zu korrigieren, welche auf offenkundig falsche Informationen und Instruktionen des Herrn Frey zurückzuführen sind.

Gänzlich abwegig ist Ihre Annahme, daß Herr Frey zufolge seiner ‚schweizerischen Gesinnung' entlassen worden sei, und Herr Direktor Rösel die Absicht hege, einen Chauffeur zu engagieren, der seiner politischen Einstellung eher entspreche. Herr Rösel achtet die Einstellung eines jeden seiner Arbeiter und hat es nicht notwendig, deswegen irgendwelche Sanktionen zu treffen; was er aber von seinem Arbeiter Frey nicht entgegennehmen konnte, war dessen Tendenz, sich in die politische Sphäre seines Dienstherrn einzumischen. Herr Direktor Rösel genießt in Buchs, trotzdem er Deutscher ist, nicht nur unter seinem Personal, sondern auch bei den Behörden und bei der Bevölkerung größtes Ansehen.

Höchst sonderbar mutet es an, daß Sie als Verband gegen die in aller Ordnung erfolgte Kündigung des Dienstverhältnisses ‚Rösel-

Frey' Protest erheben und ihm deswegen ein ‚politisches Nachspiel' androhen. Herr Direktor Rösel sieht ihren bezüglichen Schritten in aller Ruhe entgegen.

Ihrer Forderung bezüglich Ausfertigung eines Dienstzeugnisses wird Herr Rösel entsprechen und zur Schonung desselben die persönliche, unangenehme Seite desselben nicht berühren.

Was Ihre Forderung betreffend Entschädigung von 95 nichtbezogenen Ruhetagen anbetrifft, muß dieselbe mit allem Nachdruck zurückgewiesen werden.

Der Beschäftigungsgrad Freys war ein derart minimer — es gab oft mehrere Tage überhaupt nichts zu fahren und zu tun —, daß er die ihm zukommende Freizeit mehr als genießen konnte. Herr Direktor Rösel hat ihn dann auch öfters darauf aufmerksam gemacht, und ihn ersucht, Sonntage, an welchen er für ihn einige Stunden Dienst leisten mußte, unter der Woche nachzuholen. Ob dies geschehen ist, hat er allerdings nicht kontrolliert, da ihm das Dienstbuch nicht ein einziges Mal von Frey vorgelegt worden ist. Daß aber Frey seine volle Freiheit genoß, ergeht wohl am besten daraus hervor, daß er während seiner dreijährigen Dienstzeit nie die geringste Reklamation angebracht hat. Bei dieser Sachlage nun nach erfolgter Kündigung noch eine Entschädigung für nichtbezogene Ruhetage zu fordern, ist meines Erachtens, gelinde gesagt, unerhört. Zu berücksichtigen ist nach dieser Richtung übrigens auch die Tatsache, daß Frey während vollen zwei Monaten den Lohn erhält, ohne seinem Dienstherrn irgendwelche Arbeit zu leisten, wozu er natürlich nicht verpflichtet wäre.

Gerade skandalös sind Ihre Vorhalte gegen Direktor Rösel, daß er von den mit Frey ausgeführten Fahrten nur einen geringen Teil in geschäftlicher Mission gemacht habe. Was geht das eigentlich Sie und Herrn Frey an? Die Hauptsache ist es doch wohl, daß das Geschäft in geradezu glänzender Weise seit Jahren prosperiert und daß Herr Rösel nicht nur mit seinem Verwaltungsrat, sondern auch mit seinem Personal bezüglich Behandlung und Belöhnung im allerbesten Einvernehmen steht. Erkundigen Sie

sich selbst, bevor Sie solche groteske Vorhalte machen, zuerst bei der Belegschaft und bei den Behörden in Buchs.
Am Schluß Ihres Briefes stellen Sie Herrn Rösel eine Frist von zehn Tagen, Ihr Begehren restlos zu erfüllen, mit der Drohung, daß im Nichtbeachtungsfalle Sie sein Geschäftsgebaren in der gesamten Tagespresse entsprechend veröffentlichen werden. Sie gehen sogar soweit, Herrn Rösel wirtschaftliche Repressalien anzudrohen. Führen Sie Ihre Drohung ruhig aus: Herr Rösel wird sich mit Hilfe seiner Arbeiter, der Behörden und der Bevölkerung von Buchs dagegen zu wehren wissen. Auch die Herren Aktionäre dürfen Sie über das Gebaren des Herrn Rösel ruhig informieren. Sie werden von dort schon die richtige Antwort erhalten.

Hochachtungsvoll: (sig.) Schwendener.»

Irrtümer und unrichtige Auffassungen, schreibt dieser Schwendener? Ich wurde wegen meiner Schweizer Gesinnung entlassen. Herr Rösel beschäftigt heute einen Mann, dessen Gesinnung ihm genehm ist.

Herr Rösel achte die politische Einstellung eines jeden? Über die Herrlichkeit des Dritten Reiches hat mir der Direktor in der Vergangenheit genug vorgepredigt. Auf alle Fälle hat er meine politische Einstellung gehaßt und verachtet.

Ich hätte mich in die politische Sphäre meines ehemaligen Chefs eingemischt? Jawohl, aber nur dann, wenn er mich fragte. Nie konnte ich in meiner Stellung von mir aus ein politisches Thema eröffnen. Wenn es aber genug war, habe ich auf die Nazifragen schweizerische Antworten gegeben. Dies speziell, wenn man über die Schweizer Presse herunterschimpfte und mich um meine Einstellung fragte. Als freie Schweizer brauchen wir uns nicht alles bieten zu lassen. Nach der Schreibweise dieses Advokaten dürften wir ja nicht einmal wissen und forschen, wohin ein solcher Hitleranhänger seine Fahrten unternimmt und was sie bezwecken. Wir sind keine Untermenschen und haben vor dem Gesetz gleiche Rechte. Wenn wir für unser Vaterland

etwas tun wollen in dieser Zeit voller Kriegsgerüchte, so fragen wir allenfalls nicht den Advokaten Schwendener in Buchs. Es gibt heute viele Dienste, die wir unserem Lande freiwillig erweisen sollen, und wir werden ganz sicher später einmal erfahren, wie gut es war, daß wir mithalfen in der Abwehr gegen das staatsfeindliche, undemokratische Gesindel unseres Landes.

Mein Beschäftigungsgrad sei sehr minim gewesen? Dies ist ein richtig verlogener Anwurf. Das Jahrespensum als Fernfahrer ist «nur» 30,000 Kilometer. Dazwischen soll man den Garten in Ordnung halten, Obst- und Beerenkulturen pflegen und in der Fabrik arbeiten. So mußte ich u. a. über 100 Tage im Packraum des Betriebes mithelfen. Dieser Anwurf riecht nach Goebbelsscher Methode.

EINE ANDERE ZEITUNG ENTHÜLLT

18. November 1938. — In der «Volksstimme», dem Organ der St. Galler Arbeiterschaft, erschien heute folgende Einsendung von gewerkschaftlicher Seite:

«Naziterror im St. Galler Oberland

Die Teppichfabrik in Buchs beschäftigte bis vor kurzem einen organisierten Chauffeur. Direktor Rösel hatte den Mann als Privatchauffeur engagiert. Da dieser Direktor Rösel von deutschem Blute ist, mußte sich der urchige Schweizer manches gefallen lassen. Bei jeder nur passenden Gelegenheit soll der Mann bearbeitet worden sein, wobei sich der noble Herr Direktor nicht schämte, für einen Schweizer äußerst verletzende Fragen zu stellen. Der Chauffeur gab jeweilen eine gute schweizerische Antwort, und die Folge war, daß Direktor Rösel das Anstellungsverhältnis löste. Inzwischen hat er einen hundertprozentigen Schweizernazi engagiert. So ist dieser Chauffeur zufolge seiner braven schweizerischen Einstellung ein Opfer der Nazitreibereien geworden.

Nicht genug, daß wir uns täglich gegen die schmierigen Presseerzeugnisse zu wehren haben, geht man also auf jener Seite auch schon dazu über, wirtschaftliche Sanktionen gegen anders eingestellte Arbeitnehmer zu treffen. Ist dies nicht ein Faustschlag gegen unsere Eidgenossenschaft? So wird das Gastrecht von diesen ‚Ariern' mißbraucht. Und wir sollen einem solchen Treiben länger zusehen? Hier gilt es einmal, kräftig und rücksichtslos einzugreifen. Unternehmungen, die solche Schädlinge an der Spitze dulden, gehören entsprechend gebrandmarkt. Die Teppichfabrik

Buchs möge dies rechtzeitig einsehen und ihrem Herrn Direktor zu bedeuten geben, wie er sich in unserem Lande zu verhalten hat.»

Aber die Arbeiter und Arbeiterinnen der Teppichfabrik Buchs sind zum kleinsten Teil organisiert. Es sind vielleicht zwei bis drei Personen, die durch ihre Verbände dem Schweizerischen Gewerkschaftsbund angeschlossen sind. Der Rest der Belegschaft ist unorganisiert oder gehört bedeutungslosen Splitterverbänden an, die kein Rückgrat für größere Aktionen haben.

Dr. Schwendener reist nun im Lande umher, um seine Verbindungen spielen zu lassen; er ist fest entschlossen, den Nationalsozialisten zu retten. Im Betriebe wird eine Unterschriftensammlung organisiert, und zwar unter dem leidlich bekannten «weißen Fuchs». Er ist stets ein williges Werkzeug solcher Machenschaften. Aber auch im Gemeinderat soll es stürmisch zu und her gehen. Herr Dr. Schwendener versucht alles, kraft seiner Persönlichkeit und seiner Autorität. Sein Standpunkt muß einfach der richtige sein. Es gibt nicht wenig Leute in Buchs, die von einer Diktatur «en miniatur» reden.

AUCH EIN KOMMENTAR DER «NZZ»

In Nr. 2042 vom 20. November 1938 schreibt die «Neue Zürcher Zeitung» über «Zeitbilder aus dem Rheintal» u. a.:

«... als ‚angesteckt' mag der Notleidende gelten, der von Natur aus Gleichgewichtsstörnngen ausgesetzt ist und nun leichthin das Heil in der Politik des östlichen Nachbarlandes erblickt. In auffallender Übereinstimmung wurde auf Grund der gemachten Erfahrungen für diesen Typus im unteren wie im oberen Rheintal der Sammelname ‚Querulanten und Vorbestrafte' verwendet. Als ‚gefährdet' erscheint unter dem Einfluß der eben skizzierten Sorte von Lenten, wer vom Schicksal zermürbt und Verzweiflungsgedanken zugänglich wird.

Und wenn es vereinzelte Elemente geben mag, die mit ausländischen Methoden liebäugeln, so steckt in diesen Keimen doch nicht eine Spur von Gedankengang, der nach dem Weltkrieg die Vorarlberger lebhaft beschäftigte, nämlich die Beseitigung der Rheingrenze. Die Grenznachbarn wünschten damals bekanntlich den Anschluß an die Schweiz, was natürlich auch ein Kennzeichen der eingangs skizzierten Verbundenheit über den Rhein war. An eine solche Art der Errettung, das heißt an ein schweizerisches Gegenstück zum Vorarlberger Anschlußbegehren, denkt nicht einmal der naivste oder der rabiateste der ‚Angesteckten'. Diese Elemente leben in einer verschwommenen Begriffswelt; nur etwas rein Negatives, die unschweizerische Denkart, macht sie für nationalsozialistische Propagandisten interessant. In Städten, wo sich Leute dieser Währung in größerer Zahl ansammeln und finden, wirken sie viel beunruhigender als in den Rheintaler Gemeinden, wo man ihnen, gerade aus einem gesteigerten Grenzbewußtsein heraus, ganz gehörig auf die Finger schaut. Die lokale und regionale

Aufmerksamkeit gilt übrigens auch den Angehörigen ausländischer Parteiorganisationen, von denen es einige verstanden haben, die Rheintaler mit Argwohn und Mißtrauen zu laden ...»

So ist die «NZZ» sehr schonend über die Treibereien von Ausländern und anderen Wühlmäusen im Rheintal hinweggeschritten.

Ein Aufsatz, «Dumme Hunde?», erschien am 21. November 1938 in der St. Galler «Volksstimme»:

«Der vielseitige Buchhalter Lippuner versucht von uns im Betriebe Unterschriften für ein Lobschreiben an die Geschäftsleitung zu erlangen. Sehr schlau! Und wer nicht unterschreibt? Der wird später gegangen, so ist's gemeint. Solche Unterschriften haben überhaupt keine Gültigkeit! Ein billiger Schwindel. Den Herrn Rösel kenne ich weiter nicht, daß er aber an Stelle eines guten Schweizer Fahrers einen verjagten Kantonspolizisten, der mit dem deutschen Nazi Nagl Freundschaft pflegt, einstellt, das ist schon allerhand. Wielange wird dieser ‚Stützpünktler' Nagl, der Kern der Ursache aller dieser Händel ist, noch unter uns weilen? Sehen unsere Behörden müßig zu, bis es zu spät ist? Fischer, unser Werkführer, der ja auch Ausländer und Parteigenosse des Nagl ist, betitelt uns Schweizer bereits mit ‚dumme Hunde' usw. Wielange lassen wir uns noch so etwas von einem Nazi auf Schweizerboden bieten? Wir wollen eine schweizerische Leitung und eine schweizerische Werkführung. Dies gehört auch zur geistigen Landesverteidigung. Wir wollen dies rasch, bevor unser Betrieb durch die politischen Abenteurer à la Nagl verschrien und boykottiert wird. Es gibt genug arbeitslose Landsleute, die das können, was die paar Ausländer, die in ihrem ‚teutschen Wahn' sich einbilden, nur sie allein seien zu solchen Dingen berufen. Fort mit dem ‚Drill' in der Bude! Wir wollen froh und frei arbeiten und nicht in Bedrückung und ewiger Verstellung.»

Nun setzte in der Rösel-Fabrik eine wahre Jagd nach dem Einsender ein. Ein Opfer mußte auf alle Fälle gefunden werden.

DER VERBAND LÄSST NICHT LOCKER

Unterdessen geht das begonnene Duell zwischen dem Advokaten Schwendener und mir meinerseits an meinen Anwalt über. In einem Schreiben vom 22. November antwortet der VHTL durch seinen Funktionär in St. Gallen dem Buchser Gemeindeammann:

«Sie haben sich als Anwalt die Beantwortung unserer Eingabe sehr leicht gemacht. Sie sprechen also einem Schweizer Arbeiter das Recht ab, sich für seine Heimat zu wehren. Sie wissen so gut wie wir, in welchen Kreisen Herr Rösel verkehrt. Darüber haben wir uns heute nicht mehr zu unterhalten, nachdem der Entlassene sich bereits an andere Instanzen gewendet hat. Für ein Schweizer Anwaltsbüro ist es aber doch bezeichnend, sich auf einen solchen Standpunkt zu stellen. Die Öffentlichkeit wird sich nach Kenntnisnahme dieser Ihrer Stellungnahme Ihnen gegenüber inskünftig auch entsprechend verhalten.

Ihre Darlegungen betreffend der Beschäftigungsweise des Chauffeurs stimmen ebenfalls nicht. Unsere Darlegungen betreffend der nichtgewährten Ruhezeit sind allein den Tatsachen entsprechend. Frey mußte pro Jahr zirka 30,000 Kilometer abfahren. Etwa 100 Arbeitstage hat er in der Fabrik gearbeitet, dann mußte er auch die Gartenarbeiten usw. besorgen. Von all diesen Arbeiten wird in Ihrem Antwortschreiben nichts erwähnt. Gegenteils erweckt Ihre Darlegung in diesem Punkte den Anschein, als ob Frey hätte ein Herrenleben führen können. Nicht erwähnt ist ferner die häufige Beanspruchung durch die Frau Direktor. Nach den peinlichen Aufzeichnungen über die Ruhetage fehlen Frey volle 95 Ruhetage. Sie werden nicht in der Lage sein, diese Tatsachen zu bestreiten. Natürlich ist mir bekannt, daß heute keine Möglichkeit

besteht, einen vollen Ersatz für die nichtbezogenen Ruhetage zu verlangen. Es wäre aber nicht mehr als ein Gebot des Anstandes, wenn der Herr Direktor wenigstens für das laufende Jahr eine entsprechende Entschädigung anerkannt hätte. Sie finden nun diese erwähnte Forderung für unerhört! Ich frage Sie: beschäftigen Sie Ihre Büroangestellten auch in dieser Weise, und finden Sie es wirklich für unerhört, wenn eine Angestellte den wöchentlichen Frei- oder Ruhetag verlangt? Bei den Chauffeuren muß die Ersatzruhe erst recht gefordert werden. Es liegt dies nicht zuletzt im Interesse der Verkehrssicherheit. Sie scheinen mir aber von solchen Dingen recht wenig zu verstehen. Sie wissen genau, daß Herr Rösel sehr viel Spät- und Nachtfahrten machte. Kennen Sie die Zusammenhänge dieser Fahrten? Frey wird nun die Öffentlichkeit eingehend über diese Fahrten informieren.

Sie haben die Geschäftstüchtigkeit des Herrn Direktors wohl etwas übermäßig gerühmt. Wenn sich heute diese Fabrik eines guten Absatzes erfreut, so sind es ja gerade jene Kreise, die als beste Abnehmer in Frage kommen, die man im Dritten Reiche so schändlich behandelt. Herr Anwalt, sind Sie etwa auf dem Standpunkt, daß jene Bewegung für unsere Heimat auch befürwortet werden sollte?

Betreffend dem Zeugnis muß ich Ihnen entgegenhalten, daß dieses mager ausgefallen ist. Sie haben gerade das Wenige geschrieben, oder schreiben lassen, das im OR als Hauptbedingung aufgezeichnet ist. Frey wird ja allerdings nicht auf dieses Zeugnis abstellen müssen.

Zum Schlusse kommend, habe ich Ihnen mitzuteilen, daß wir nach wie vor an den gestellten Begehren festhalten. Kommen Sie in diesem Punkt nicht entgegen, werden wir auch nicht unterlassen, der Öffentlichkeit über diese Ihre Einstellung Kenntnis zu geben.»

Es verlautet, im Gemeinderat herrsche eine «Ministerkrise». Man ist sich in Buchs nicht klar, ob der Rechtsanwalt als Gemeindeam-

mann den Direktor verteidigt und als Advokat mich bekämpft. Es zeigt sich daher immer deutlicher, daß er sich für den Millionär beider vorgenannter Titel bedient. Schwendener soll auch in Sankt Gallen und anderswo die Presse in dieser Sache durch Vermittlung höherer Instanzen abgestellt haben.

EINE ÖFFENTLICHE AUSSPRACHE

24. November 1938. — W., der Führer der jungliberalen Gruppe in Buchs, stattet mir einen Besuch ab. Es soll heute abend im «Eisenbähnli» eine Aussprache über den Fall «Frey/Rösel» stattfinden. Die ganze Belegschaft der Teppichfabrik sei zu diesem Anlaß aufgeboten. Er ersuchte mich, daß ich unbedingt erscheinen müsse. Ich sagte ihm nach einigem Bedenken zu, allerdings mit der Bedingung, daß er als Versammlungsleiter keinem Ausländer Zutritt gewähre. Er ist damit einverstanden. Dies sei ja ausschließlich eine Aussprache unter Schweizern. Nun gilt es, rasch meinem Anwalt zu berichten, so daß der Verband im Bilde ist. Sekretär Gsell ist gerade im Toggenburg, und er bedauert, daß er wahrscheinlich in dieser kurzen Zeit, zufolge der schlechten Verbindungen, Buchs nicht zur richtigen Zeit erreichen würde.

Der kleine Saal ist schnell voll. An einer langen Tafel placieren sich die Leute der Teppichfabrik. Auf der anderen, also auf unserer Seite, sitzt eine gemischte Gesellschaft. Es sind einige Gewerkschafter anwesend. *Fettig und klumpig sitzt ein Papierschweizer nicht weit von mir. Wahrscheinlich ein Abgesandter des Nazi-Fabrikanten.* Unten an der langen Tafel ein Lehrer, mit dem ich vor Jahren gemeinsam die Schule besuchte. Ein Eisenbahner drückt mir die Hand und sagt: «Nur heraus mit der Sprache, wenn du drankommst.»

Die Belegschaft der Fabrik kommt mir vor wie eine Gruppe von Schafen, die man hierhergetrieben hat. In ihrer Mitte sitzt der «weiße Fuchs» mit einem hochroten Kopf. Alles an diesem Tisch scheint einzig auf das Zeichen des Letztgenannten zu achten. Man hat die Leute also gut eindressiert. Trotz angestrengter Agitation ist die Belegschaft nicht vollzählig anwesend. Vorn am Kommissionstisch waltet Herr

Wegmann, der große, sehnige Mann, der den Mut aufbrachte, trotz dem gefürchteten Gemeindegewaltigen eine solche Versammlung zu organisieren.

Nach einer kurzen Einführung durch den Präsidenten erklärt uns ein Mitglied der Kommission den Standpunkt des Herrn Dr. Schwendener, den man zu diesem Zwecke befragt habe. Der Advokat gab folgende Versicherung ab:

1. Daß der neueingestellte Privatchauffeur M., der entlassene Kantonsangestellte, aus dem Dienst des Herrn Rösel austreten werde.
2. Dieser M. sei kein Anhänger der Nationalsozialisten.
3. Rösel mache mit der NSDAP nur gezwungen mit.
4. Frey könne ein guter Schweizer sein, er habe aber Bemerkungen zu politischen Themen des Direktors gemacht, die für diesen unerträglich waren.
5. Der hohe Regierungsrat habe die Pressekampagne gegen Rösel abgestellt.

Die Kommission der Jungliberalen Partei Buchs sei aber der Auffassung, daß man die Sache doch zur Hand nehmen solle, da ja Dr. Schwendener den reichen Fabrikanten verteidige, versichert uns der junge Mann mit Nachdruck.

Fast unvermerkt ist unterdessen mein Anwalt, der Vertreter des VHTL, Sekretär Robert Gsell, eingetreten und nimmt an meiner Seite Platz. Das unsichere Gefühl, das mich anfangs einige Male überkam, weil ich keinen einzigen Vertrauten, keinen wirklich Eingeweihten unter den vielen Anwesenden hatte, wich von mir. Hier war der Mann, mit dem ich vor Jahren in Sturm und Kälte am Umbrail stand, mit dem ich die Leiden und Freuden einer Schützen-Rekrutenschule durchkostete. Mein Dienstkamerad, mein Freund und mein Anwalt. Während die Verhandlungen weitergehen, sondierte er die Stimmung und Zusammensetzung der Anwesenden, und nach einer leisen, kaum merkbaren Rücksprache mit mir, war er im Bilde.

Nun verbreitet sich der Buchhalter des Rösel-Betriebes, auch «weißer Fuchs» genannt, in polemischen Ausfällen, die gar nicht überzeugend wirken, an meine Adresse. Rösel lasse sich von seinem Chauffeur Frey nicht dirigieren. Rösel gebe sein Geld aus, wo es ihm beliebe, sei es nun in Deutschland oder in der Schweiz, das gehe Frey nichts an. Eine wachsende Unruhe erfaßte viele Anwesende, als er die Hakenkreuztransporte des Direktors rechtfertigte. Frey habe sich auch Frechheiten erlaubt, die sich Rösel nicht gefallen lassen dürfe. Die Ausführungen des Buchhalters, der in seinen letzten Worten sichtlich an Fassung verlor, fielen auf sehr mageren Boden.

Es rechtfertigt sich sodann Herr M., mein Berufsnachfolger beim Fabrikanten, der Mann, der in jener Nacht zwischen Feldkirch und Buchs als etwaiger Reserve-Chauffeur hätte eingreifen sollen. Er sei kein Fröntler und Nationalsozialist. Auf einen Zwischenruf konnte er aber nicht erklären, warum und wieso er mit den Nazi zwischen den beiden Ländern hin und per pendelte.

Robert Gsell arbeitet konzentriert. Er notiert wichtige Stellen, ordnet Stichwörter und fragt mich zwischenhinein über Namen und Zugehörigkeit verschiedener Anwesenden, ohne aber den Lauf der Aussprache auch nur einen Moment außer Acht zu lassen.

Nun erhalte ich das Wort. Vorerst danke ich den Veranstaltern für ihre Mühe zu dieser Zusammenkunft. Allerdings sei die Angelegenheit bereits in den Händen meines Berufsverbandes und der zuständigen Sicherheitsorgane. Auf die polemischen Anwürfe des «weißen Fuchses» gar nicht eintretend, berichte ich in kurzer Folge über die krassesten Punkte der politischen Umtriebe dieser Rösel-Nagl-Gesellschaft.

Mein Schulkamerad, der Lehrer, verlangt das Wort. Wenn diese Aussagen stimmen, dann allerdings müsse man solche Leute ausweisen, seien sie nun reich oder arm.

Nun kommt mein Anwalt Robert Gsell zu Worte. Außer den direkt am Fall Beteiligten, kennt er sich unbestritten in diesem Thema am besten aus. Er beherrscht die Materie, und zudem ist es schon lange nicht mehr das erstemal, daß er seine Verbandskollegen, sei es nun bei Unterhandlungen oder Versammlungen, beschützt.

Nach einem warmen Appell an die Belegschaft der Rösel-Fabrik zur Solidarität für einen Schweizer Arbeiter, versichert er, daß er

heute abend nicht bloß als Sekretär des VHTL zu dieser Aussprache gekommen sei, sondern auch als alter Freund und Aktivdienstkamerad des angegriffenen Chauffeurs. Was die Pöbeleien des Buchhalters Lippuner betreffen, sei es gar nicht der Mühe wert, darauf einzutreten, denn diese Anschuldigungen können überhaupt nicht bewiesen werden. Mit der Verteidigung der Hakenkreuztransporte habe Herr Lippuner gezeigt, auf welche Farbe er setze. Es ist höchst sonderbar, wie sich Herr M., der entlassene Kantonsangestellte und nachmalige Chauffeur des Rösel, so plötzlich aus der Affäre ziehen will. Er kann sich aber nicht so schnell über seine Feldkirchreise auseinandersetzen. Die Umtriebe dieser Ausländer gegen unser Vaterland seien höchst alarmierend, und die Sicherheitsorgane sind, wie bereits früher erwähnt, wohl informiert. Mit Steuernzahlen sei eben nicht alles getan. Unsere Freiheit und Unabhängigkeit sei kein lebloser Handelsartikel. Wenn sich auch unverantwortliche Elemente beschützend in dieser Sache nur vom Materiellen leiten lassen, dann können wir ihnen zurufen, daß sie diesmal den falschen Finger verbunden haben. Dies werde sich früher oder später einmal rächen.

Was die Presse anbetrifft, fährt Kollege Gsell in seinen Ausführungen fort, so wurden unsere Anschuldigungen bis zur Stunde mit keinem Worte widerlegt. Warum denn diese große scheinbare Empörung, wenn man den Beweis des Gegenteiles nicht erbringen kann? Er schließt mit den Worten:

«Die Teppichfabrik ist heute noch in Buchs, und Buchs ist und gehört noch zur Schweiz. Die Gefahr der Überfremdung in der Leitung von Betrieben, besonders im Rheintal, ist groß, speziell von nationalsozialistischer Seite. Seien wir auf der Hut, denn bei jedem solchen Arbeitgeber bleiben auch ohne Propaganda einige leichtfertige, kurzsichtige Schweizer hängen, denn Angeber und Windbeutel finden wir in allen Betrieben. Halten wir unsere Augen offen!»

In der Diskussion kamen noch einige Anwesende zum Worte. Der Name Nagl fiel immer wieder. Man solle endlich mit diesem Fanatiker abfahren. Der Mann wird auch beschuldigt, den Millionär so weit in die braune Tinte gesetzt zu haben.

Wenn ein Korrespondent des Anwaltes Dr. Schwendener in der Lokalpresse die Zusammenkunft bagatellisierte, so hat er dadurch bewiesen, daß er gar nicht zugegen war, sonst hätte er ein anderes Urteil abgegeben.

Die Lokalblätter würden es ja nie und nimmer wagen, den reichen Herrn Rösel in einem kritischen Artikel namentlich aufzuführen. Wenn sie schließlich einmal etwas bringen, dann ist es immer zweideutig, rätselhaft und namenlos. Sie wollen dem reichen Manne ja nicht weh tun, das könnte leicht tragische Auswirkungen in der Abonnentenzahl zur Folge haben.

Aus einem Brief meinerseits an die Polizeidirektion des Kantons St. Gallen, vom 26. November 1938, ist folgendes zu entnehmen:

«Nachdem ich Ihnen persönlich am 8. November d. J. Material übergeben habe und Tag und Nacht auf eine Einvernahme warte, habe ich mich nun entschlossen, Ihnen auf diesem Wege den Fall, wie er heute ist und liegt, wahrheitsgetreu darzulegen.

Am 16. November brachte der ‚Werdenberger und Obertoggenburger' unter dem Titel ‚Betrachtungen' eine Abhandlung aus der Feder eines Jungliberalen. Ich hatte von der Sache frühzeitig Wind bekommen, denn in einem Passus war mein Fall mit einer scharfen Bemerkung gegen einen ausländischen Fabrikanten angetönt. Beim ‚Volksrecht', wie bei der ‚Neuen Bündner Zeitung' lag eine Abhandlung über meine Entlassung vor. Nun brachte das ‚Volksrecht' auch unter dem Datum vom 16. November die Hintergründe meiner rigorosen Entlassung. Dr. Schwendener, der als einziges Mitglied der Gemeindebehörde in Buchs sich schon frühzeitig durch wahre Bluff- und Einschüchterungsbriefe gegen mich und meine Organisation wandte, stellte sich nun energisch auf Seite des Nationalsozialisten Rösel. Nachdem der Verband noch einige Einsendungen brachte, ist der Mann nach St. Gallen gefahren, kommt zurück und behauptet, Sie hätten die ganze Sache bagatellisiert, und es dürfe *nichts mehr in der Zeitung geschrieben werden!* Das wäre ja kaum begreiflich, dann werden

ja diese Kreise geschützt, nicht nur von einem Doktor Schwendener, sondern auch vom Kanton. Wie oben angetönt, ich stehe heute den Sprüchen dieses Rechtsanwaltes und seinen Bluffbriefen sehr skeptisch gegenüber. Meine Meinung teilt auch Kollege Sekretär Gsell.

Dem Schwendener ist von meiner Berufsorganisation angekündigt worden, falls er das Kesseltreiben als Gemeindeammann und Anwalt gegen einen Schweizer, im Auftrage eines Nationalsozialisten, weiterführe, ihn durch die Tagespresse als das hinzustellen, was er ist.

Ich bin ungeduldig deswegen, weil dieser Dr. Schwendener vermutlich alle Aktionen dieser Art in den letzten Monaten gegen Nagl/Rösel irgendwie verhindert und hintertrieben hat.

Nun habe ich noch Hoffnung auf die kantonale Polizeidirektion, und ich werde nicht rasten und ruhen, bevor diese Feinde aus unserer schönen Heimat eliminiert sind.»

Auf dieses Schreiben, das hier auszugsweise wiedergegeben ist, antwortete das kantonale Polizeidepartement. Man versichert mir, daß die Sache beim Untersuchungsrichter sei, doch habe man noch viel dringendere Fälle zu erledigen. Dr. Schwendener habe vorgesprochen, und man habe ihm erklärt, daß die Zeitungsschreiberei bedauerlich sei, denn damit werde die Untersuchung gestört.

Nachdem bereits Ende 1936 an höchster Stelle über diese undankbaren Schweizergäste greifbare Akten vorliegen, spricht man hier noch von einer Störung. Nachdem die Buchser Polizei schon seit Jahr und Tag auch von anderer Seite auf diese Leute aufmerksam gemacht worden ist, wird erst jetzt eine Untersuchung angestellt. Wer hat hier immer gebremst? Ganz sicher nicht die Landjäger und Fahndungsorgane! Waren nicht solche Interventionen, wie sie nun Herr Dr. Schwendener gerade wieder unternimmt, schuld daran, daß viele, die schon lange von einer «wilden Sehnsucht» fürs Dritte Reich erfüllt sind, heute noch unter uns weilen?

28. November 1938. — Aus einem Brief von meinem Anwalt, dem Kollegen Gsell, erfahre ich, daß Herr Dr. Schwendener bei ihm in St. Gallen vorgesprochen habe. Den Herren passe unsere Aktion gar nicht, und Direktor Rösel wünsche, daß wir die Pressekampagne einstellen. Unsere Aktion hat überall Anklang gefunden. Es muß aber doch so sein, daß von der Polizeidirektion den Zeitungen Schweigen geboten wurde.

Ehe der Tag um ist, haben wir noch eine Überraschung: Der dienstälteste Schweizer Angestellte in der Rösel-Fabrik wurde heute fristlos entlassen. Eine Begründung wurde gar nicht angegeben. Damit hat sich die Direktion samt ihrem Anwalt wiederum etwas aufgeladen. Herr Mäusle ist ein Mann, der sich letzten Endes auch zu wehren weiß, er ist einer der wenigen, die in dem Rösel-Betrieb sich nicht alles gefallen ließen. Für Herrn Dr. Schwendener wird der Fall nun kompliziert. Vor Jahren, als es dem heute Entlassenen noch gut ging, gehörte er zum Freundeskreis des jetzigen Gemeindeammanns, wurde aber, wie es in dieser Gesellschaft üblich war, wenn einem ein finanzielles Ungeschick widerfährt, fallengelassen. Man kannte ihn nicht mehr, denn er war nicht mehr reich. Gerüchte werden herumgeboten, daß Herr Mäusle einen Zeitungsartikel geschrieben habe, daß er konspiriert habe, die Fabrik des Rösel mit Drittpersonen zu erwerben usw.

29. Novemher 1938. — Wie ich heute aus zuverlässiger Quelle erfahre, wird Rösels Anwalt für die Wiedereinstellung des Herrn Mäusle nichts unternehmen. Für diese Gesinnung des Anwaltes gibt es keine Entschuldigung, und wenn weiter verlautet, daß er sogar gegen seinen alten Kameraden auftreten werde, hat er ein für allemal seine Charaktereigenschaften klar gezeigt. Wenn einer fällt, der kein Geld hat, so wird man noch auf ihm herumtrampeln! Herr Schwendener sollte aber ja nicht vergessen, daß man nicht immer wehrlos bleibt, auch Herr Mäusle wird sich eines Tages, auch wenn es vielleicht noch Jahre geht, zu wehren wissen. Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sie mahlen fein!

EIN FEIGER ANGRIFF VON HINTEN

Wie ein Dolchstoß in den Rücken mutet uns der folgende Brief des Gemeinderates J. Schaub von Buchs an, der mit heutigem Datum an die Adresse des Kollegen Gsell gesandt wurde:

«Zu meinem außerordentlichen Bedauern, und wahrscheinlich zum Bedauern der ganzen organisierten Arbeiterschaft der herwärtigen Gemeinde, hat die Angelegenheit Frey/Rösel am 24. November 1938 ihren unrühmlichen Abschluß gefunden.

Damit ist eine Angelegenheit begraben worden, an welcher die ganze herwärtige Bevölkerung ein großes Interesse hatte und mit voller Aufmerksamkeit den Werdegang verfolgte.

So sympathisch einem die Sache vorerst war, hat dies eine bedenkliche Wendung genommen, sobald der Fall Rösel zu persönlich wurde und dabei eine Pressepolemik einsetzte, die nun die ganze Geschichte auf ein schiefes Geleise brachte.

Wenn der ‚Nationalsozialismus' weiterhin so bekämpft wird, werden wir ihn gar bald auch in der Schweiz haben. Schon von Anfang an vermißte man in der Bekämpfung der Nazi die so notwendige Sachlichkeit. Es nützt wenig, einfach in Bausch und Bogen alles zu bekämpfen, auch wenn zufällig etwas Gutes an diesem Nazi sein kann. Immer und immer hat es unserer Bewegung geschadet, wenn wir nur mit Schlagwörtern den Gegner niederringen wollten. Auch im Fall Frey/Rösel ist in dieser Beziehung stark gesündigt worden.

Schon die Art, wie Du Herrn Dr. Schwendener, als Vertreter und Vertrauensmann des Herrn Rösel, begegnet bist, wird bei den wenigsten Schweizerbürgern Sympathie erwecken. Ohne sich darüber zu vergewissern, ob dieser mit einem Nazi irgendwie identisch sein kann, wird ihm unverhohlen dieser Vorwurf mehr oder weniger ins Gesicht geschleudert.

Ohne zu bedenken, was für materielle Folgen es für unsere Gemeinde gehabt hätte, wenn die Teppichweberei Buchs in den Verruf gekommen wäre, ein richtiger Nazibetrieb zu sein, wurden sowohl Dr. Schwendener als auch der Presse gegenüber die unwahrscheinlichsten Dinge aufgetischt.

Du wirst an der Verhandlung am 24. November 1938 Dir ungefähr ein Bild gemacht haben, wie die Stimmung in der Arbeiterschaft des Herrn Rösel war. Du wirst zugleich das Empfinden gehabt haben, daß man die Nazi nicht einfach schlechtweg bekämpfen darf, es sei denn, daß man der Arbeiterschaft bessere Verdienstverhältnisse bringt.

Ich bin vollendet überzeugt, daß wenn Du mit Herrn Dr. Schwendener mit etwas mehr Takt und Anstand verkehrt hättest, daß dann für Frey materiell mehr herausgebracht worden wäre. Herr Dr. Schwendener mußte sich im Interesse der Arbeiterschaft für Herrn Rösel einsetzen. Wenn er das nicht getan hätte, wäre er bestimmt von der Arbeiterschaft als Verräter bezeichnet worden. Bis heute haben wir uns in der Gemeinde immer selber helfen müssen, wie und auf welche Art wir zu Arbeit kamen. Unsere Schweizer Kapitalisten legen ihr Geld lieber woanders an. Und diejenigen Schweizer Firmen (Basalt AG.), die noch auf unserem Platze sind, haben bis heute wenig Ehre für Schweizergeist eingelegt. Mit einer bewunderungswürdigen Beharrlichkeit wissen sie die Arbeitersekretäre von der Intervention in diesen Betrieben fernzuhalten, auch wenn alle Monate einer dieser Arbeiter wegen Silikose in das Gras beißen muß. Und wenn in diesem Betrieb noch einmal andere Verhältnisse geschaffen werden, dann wird es bestimmt unsere Gemeindebehörde, und vorab Herr Dr. Schwendener sein, dem dieses Verdienst zukommt.

Wenn Du für Frey noch etwas herausholen willst, mußt Du bestimmt gegenüber Herrn Dr. Schwendener einen anderen Ton anschlagen. Es ist nicht aussichtslos, daß er für Frey sich nochmals

einsetzt, aber gewissen Bedingungen muß schon nachgelebt werden.

In der Beilage übermittle ich Dir das Eingesandt im ‚Werdenberger und Obertoggenburger' über die Versammlung am 24. November d. Monats. Die Nazi werden lachen, wenn sie von dem verschämten Rückzug vernehmen.

Der eigentliche Zweck, den nationalsozialistischen Organisationen auf den Leib zu rücken, ist wieder in weite Ferne gerückt. Man hat zu warten, bis noch etwas Schlimmeres passiert.

Gegenwärtig bin ich krank, und wahrscheinlich werde ich noch auf längere Zeit in diesem Zustand verharren. Wenn das nicht der Fall gewesen wäre, hätte ich mich persönlich nach St. Gallen begeben und Rücksprache mit Dir genommen.»

Daß hier ein Schlaumeier am Werke ist, wird jeder, der Herrn Gemeinderat Schaub kennt, sofort vermuten. Vorerst ist es Schaub kaum zuzumuten, einen solchen Brief von sich aus, aus eigener Überzeugung, zu verfassen. Hingegen wissen wir, daß dieses Gemeinderatsmitglied in allen Amtsdingen sozusagen der leibhaftige Schatten des Herrn Gemeindeammanns ist. Man weiß auch, daß am Tage der Briefabfassung der Gemeindegewaltige den «kranken» Schaub besuchte. Es ist also gar nicht unschwer zu erraten, wer der geistige Eigentümer oder Urheber dieses Schriftstückes ist, und wessen unverkennbaren Redewendungen hier ihren Niederschlag fanden. Es ist aber einmal nicht zu ändern, daß der sozialgesinnte Schaub einen solchen Wisch von einem Brief zusammenstellte und unterschrieb. Dies macht ihn eigentlich zu einem eifrigen Kollaborationisten des Advokaten. Schaub soll sogar persönlich in St. Gallen für Rösel interveniert haben!

Man kann sich auch lebhaft vorstellen, wie es an den Sitzungen in diesen Wochen im Buchser Gemeinderat zuging. Zur Ehre eines Sozialdemokraten und eines freisinnigen Mitgliedes sei an dieser Stelle vermerkt, daß sie seit Beginn dieser Auseinandersetzungen zum Tun und Treiben des Dr. Schwendener, dem Gemeindeammann, in scharfer Opposition standen.

IN UNTERHANDLUNGEN BEI DR. SCHWENDENER

30. November 1938. — Wir sind bei Dr. Schwendener in Verhandlungen, mein VHTL-Sekretär und Anwalt Robert Gsell und ich. Der Advokat ist merklich aufgeregt. Er kommt uns vor wie ein Mann, der in einem Löwenzwinger herumstürmt und die Besucher, die an den Gittern seines Käfigs stehen, immerfort mit einem großen Redeschwall zu versichern sucht, daß nicht er der Gefangene sei, sondern sie, die Außenstehenden. Er ist ungeduldig und gehässig; als ihm sein Pudel während der Aussprache an die Beine geriet, spedierte er ihn energisch aus dem Zimmer. Dazwischen hört man oft die Bemerkung, daß die Sache auf einem schiefen Geleise stehe.

Er, Schwendener, so erklärt er, habe dem Direktor Rösel Anno 1935 auf dessen Ansuchen einen Privatchauffeur aus Basel anempfohlen. Daß aber der Fabrikant dennoch einen Buchser einstellte, habe ihn, Schwendener, gekränkt. Somit sei eine Freundschaft zwischen ihm und Rösel gar nie zustandegekommen.

Eigentümlich —, daß es einen Gemeindeammann kränkt, wenn einer der vielen Arbeitslosen seiner Gemeinde Arbeit erhält! Man war aber sehr freundlich miteinander, als Rösel, Nagl und Schwendener letztes Jahr in der «Traube» in Azmoos beisammensaßen! Es herrschte sogar eine vorzügliche Stimmung an diesem 12. Juni 1937.

Schwendener greift auch hier wieder meine Berufstätigkeit an. Ein Jahrespensum von 30,000 Kilometer sei weiter nichts. Das ordentliche Pensum liege so um die 200,000 Kilometer herum. —

Diese Behauptung bringt uns wirklich zum Lachen, wir glauben vorerst, daß er humoristisch wird. Aber nichts von alledem. Er versucht uns immer noch, Märchen zu erzählen, und kann es gar nicht begreifen, daß wir ihm, dem großen Advokaten, solches nicht glauben.

Der Herr Direktor müsse solche nationalsozialistische Manöver mitmachen, sonst würde ihn Nagl ins Konzentrationslager verbringen. Auch auf die Verwandten in Thüringen müsse er Rücksicht nehmen, weil diese sonst gemaßregelt würden. Überhaupt sei Rösel kein Nationalsozialist.

Nachdem wir ihm nochmals die Umtriebe dieser Ausländer auseinandergesetzt haben, wirft er mir vor, warum ich ihm nicht früher über dies berichtet habe.

Das habe doch keinen Sinn, denn er sei kein Sicherheitsbeamter, überdies habe er ja wiederholt diese Personen sogar an öffentlichen Versammlungen, nur wegen dem wackeren Steuernzahlen, gerühmt. Zudem sei er vor Wochen in meinem ausführlichen Schreiben auf die Angelegenheit aufmerksam gemacht worden. Hinter diesem großen Steuerzahler hat sich eine große politische Schindluderei abgespielt und wird sich weiter abspielen, wenn kein Einhalt geboten wird. Dies alles auf Kosten der geduldigen Eidgenossenschaft.

Nach einigen treffenden Bemerkungen auch von seiten meines Anwaltes wird Schwendener fuchsteufelswild und weist solche Redensarten empört zurück, wobei er mich als einen Hyperpatriot betitelt.

In Sachen Entschädigung für meine nichtbezogenen Ruhetage stellte Schwendener fest, daß nur die Hälfte der ausstehenden Ruhezeit juristisch einer Entschädigung unterworfen seien. Eigentlich seien die vierhundert Franken eher als eine Abfindung zu betrachten, mit der Bindung, daß keine weiteren materiellen Forderungen gestellt würden.

Diese Seite habe ich vor der Unterhandlung mit meinem Sekretär durchbesprochen, und wir haben uns auf die Entschädigung geeinigt. Wohl war es nur die Hälfte der geforderten Summe, doch wollten wir unter keinen Umständen bei einer höheren Summe unsere Rede- und Pressefreiheit opfern oder irgendwie einschränken. Damit schenkte ich dem Millionär noch ganze 45 Tage meiner Ruhezeit und verzichtete auf jedwelche künftigen materiellen Ansprüche.

Dr. Schwendener erklärte uns auch, daß man hier in Buchs mit dieser Sorte politischen Lärmes viel Schaden anrichten könne. Er verwies auf die Beamten, speziell die deutschen Zollbeamten, auf dem Bahnhof Buchs. Man müsse im Gegenteil suchen, mit diesen auf bestem Fuße zu stehen. Wir seien in gewissen Dingen von unserem mächtigen Nachbar jenseits des Rheins abhängig. Schon aus diesem Grunde hätte diese Angelegenheit diskret behandelt werden sollen.

Aus diesen Worten erkennt man leichthin einen gewissen Defaitismus. Betreffend der Diskretion wissen wir, daß gravierende Vorkommnisse auf diesem Weg niedergeschlagen und vertuscht, der Öffentlichkeit und dem Rechtsspruch auf diese Weise dann völlig entzogen wurden.

Abschließend sei noch versichert, daß Sekretär Gsell dem Rechtsanwalt keine Antwort schuldig blieb, und er mußte sich wahrhaftig nicht lange besinnen. Meine Rechtfertigung auf die Gründe der Entlassung haben sich nun auch abgeklärt. Schwendener beklagte sich nämlich, daß Rösel meine politischen Bemerkungen nicht mehr ertragen durfte. — Auch wieder so eine widerspruchsvolle Entschuldigung. Denn Schwendener versicherte, daß Rösel kein Nazi sei; warum hat er die politischen Bemerkungen eines Schweizer Demokraten nicht ertragen können?

Herr Dr. Schwendener hat vielleicht seit Tagen von dieser Aussprache einen gewissen Erfolg erwartet. Wie konnte er nur so naiv hoffen? Er konnte ja nichts beweisen. Er manipulierte wiederum nur mit Anwürfen, Übertreibungen und Einschüchterungen. Auf diesem Gebiet kennt sich ein Arbeitersekretär gründlich aus. Gegen solche Attacken hat er sich jahrein und jahraus für seine Arbeiter zu wehren. Aber auch mich vermochte der Rechtsanwalt nicht irrezuleiten.

Auf den Brief des Herrn Schaub an meinen Kollegen Gsell zurückkommend, sei noch betont, daß es hier und da vorkommen kann, daß Behördemitglieder durch irgendwelche Fesseln an einen ihrer Kollegen gebunden sind. Sie sind in gewissem Sinne Hörige. Damit sinken sie aber zu bloßen persönlichen Dienern herab, verlieren ihre eigene Urteilskraft und können nicht mehr als selbständige Berater angesehen werden. Sie sprechen immer im Namen ihres «Herrn» und sekundieren alles und jegliches, was dieser dann durchsetzen will.

Es ist meinem Kollegen Gsell unmöglich, diesen Brief zu beantworten; das Schriftstück kränkt ihn mehr als der umfangreichste Einschüchterungsbrief eines Dr. Schwendeners. Auch er kennt den wirklichen Urheber des Briefes, kann aber noch kaum begreifen, daß Schaub so einen Salat zusammensetzte und mit seiner Unterschrift versah!

MEIN BRIEF AN EINEN FALSCHEN FREUND

2. Dezember 1938. — Der Brief des Schaub läßt mir aber keine Ruhe, ich kann nicht anders, ich muß ihn beantworten. Hier ist der Inhalt des Briefes an J. J. Schaub, Gemeinderat, in Räfis:

«Als einem der ersten habe ich Dir bereits am 6. November 1938 von meiner rigorosen Entlassung Kenntnis gegeben. Gleichzeitig habe ich unter Deiner vollen Zubilliguug mit Dir meine mutmaßlichen Schritte besprochen. Gestern hat mir mein Grenzbesetzungskamerad Gsell schweigend Dein Schreiben in die Hand gedrückt. Gsell und ich kennen einander wie Brüder, haben wir doch Anno 1914 miteinander in Herisau die Rekrutenschule und nachher bis 1918 als Unteroffiziere auch gemeinsamen Dienst an den Grenzen unseres Vaterlandes geleistet. Du siehst also, wir sind für Bluff- und Einschüchterungsmanöver gar nicht das richtige Material. Es hat mir in der Seele weh getan, daß gerade Du erkoren warst, einen solchen Brief, der in allen Stücken den Tatsachen und Handlungen gar nicht entspricht, *schreiben zu müssen*. Wenn Du meinen Freund Robert damit treffen wolltest, dann hast Du mich tiefer gekränkt, darum, weil Du ihm, der meine Angelegenheit vertritt, Vorwürfe entgegenschleuderst, die jeder Tatsache entbehren. Ist das der Schaub von gestern?, habe ich mich dutzendmal gefragt.

Die Holzwürmer, die das Gerüst unseres Schweizerhauses zu durchlöchern suchen, werden weder einem Gsell noch einem Frey die Rede-, Presse- und Handlungsfreiheit entziehen können. Wer sich durch die Presse beleidigt oder alarmiert fühlt, der kann den Rechtsweg beschreiten. Wer hier schweigt, der macht sich schuldig. Heute hat jeder ohne Furcht und Zagen an seinem Platze da-

für zu sorgen, daß unsere schöne Heimat uns unbeschädigt erhalten bleibt. Keiner schiebe diese Aufgabe dem Nächsten zu. Furcht- und Angsthasen hat es immer wieder gegeben, und wird es immer wieder geben. Man achte Ihrer nicht, lasse diese unwürdigen Söhne Tells hinter dem Ofen sich verkriechen. Mein Weg ist mir klar vorgezeichnet, ich werde keinen Finger breit davon abweichen.

Auf Deinen Brief näher einzutreten wäre Unsinn, er wird auf Robert wie auf mich nicht die von meinen Widersachern gewünschte Wirkung haben, wir werden im Gegenteil den Feinden unseres Vaterlandes noch mehr als bisher, wie es die Pflicht eines jeden Schweizerbürgers heute ist und sein soll, auf die Finger schauen.» Signatur.

Immer wieder taucht im Orte die grandiose Behauptung des Millionärs Rösel auf, daß er mich entlassen habe, weil er mir gehorchen mußte. Diese Begründung ist dumm und lächerlich.

Wäre dies wirklich der Fall gewesen, so hätte ich ihm empfohlen, mit der NSDAP mitzumachen, SS-Brigadeführer in seinem Wagen herumzuführen und sich mit Gestapoleuten zu befreunden. Dann hätte ich Herrn Rösel aufgefordert, seine ausgedehnten Reisen in den totalitären Ländern auszuführen. Ich hätte ihm also angeraten, unsere Landesfahne zu verhöhnen, das Bild Adolf Hitlers im Kinderzimmer aufzubewahren und bei gewissen Besuchen hervorzuholen. Jawohl, Herr Rösel hat das sehr gut ausgerechnet, an allem sollte dann schließlich und endlich der Chauffeur schuld sein, eben weil man ihm zu gehorchen hatte.

Selbstverständlich wäre diese Angelegenheit nie und nimmer so geräuschvoll verlaufen, wenn der Herr Direktor bei der Entlassung mit der Wahrheit umgegangen wäre. Wenn er unumwunden seinem Chauffeur erklärt hätte: «Wir können Sie nicht mehr weiter beschäftigen, denn Ihre Gesinnung paßt uns und unserem Gesellschaftskreis nicht mehr.» Auch die Forderung der Ruhetage hätte in gleicher Weise eine friedliche Lösung gefunden, denn auch hier müßte der

Fabrikant nur bei der Wahrheit bleiben, dann gab es gar nichts zu streiten. Was seine politischen Treibereien betrifft, kann versichert werden, daß diese seit Monaten lautlos in Rapporten bei Instanzen vorliegen, die eines Tages diesem selbstherrlichen Ausländer die echt eidgenössische Rechnung präsentieren werden.

Herr Rösel bezichtigte mich angeblicher Streitigkeiten mit seiner Gemahlin. Auch dieser Anwurf ist eine plumpe Erfindung. Ich hatte gegenteils viel abzuwehren, um die Launen der hysterischen Frau abzudämpfen. Wenn ich dennoch einige Fragen der Madame beantwortete, die ihr mißfielen, so wollte ich damit nur die Wahrheit sagen. Beispielsweise befragte sie mich über meine Meinung betreffend der Wunderdoktorin in Dornbirn. «Ja», sagte ich, «das ist eine Schwindlerin und Quacksalberin.» Da schlug aber der Blitz bös ein. Die Frau, die den Führer Adolf Hilter behandelt hat, soll eine Schwindlerin sein? Das ist eine bodenlose Frechheit eines Chauffeurs.

In einer Korrespondenz vom 19. Mai 1939 in der «Schaffhauser Arbeiter-Zeitung» weise ich noch einmal warnend auf die gefährlichen ausländischen Einflüsse im Werdenberg hin, wobei es heißt:

«Sehr auffallend ist die verhältnismäßig große Zahl von deutschen Nazifabrikanten und deren ‚Spezialarbeitern' im st. gallischen Werdenberg. Angefangen beim Eisenwerk Gonzen, also in unmittelbarer Nähe unserer neuen Festungsbauten, bis zur Schuhfabrik Grabs, befinden sich etliche Betriebe, wo unsere einheimische Arbeiterschaft direkt oder indirekt unter dem deutschen Nazi-Einfluß steht und arbeitet. Namensänderungen von Firmen und angebliche Neufinanzierungen haben auf den inneren Gang der Dinge keine Umwälzungen im schweizerischen Interesse gebracht. Antreiber und Oberdirigenten sind die gleichen geblieben. Es kommt heute noch vor, daß sich Schweizerbürger oder -bürgerinnen auf Schweizerboden von diesen Nazisten gar sonderliche Dinge gefallen lassen müssen. Unter diesen ‚Spezialarbeitern' des Dritten Reiches befinden sich einige, die unsere Gastfreundschaft bereits manche Jahre durch belasten. Sie hatten also vollauf genügend Zeit und Gelegenheit, schweizerische Arbeitskräfte in

diese Spezialarbeit einzuführen. Auch haben wir in der Schweiz absolut keinen Mangel an technisch durchgebildeten jungen Leuten. Das wollten aber diese ‚Nazi-Spezi' und ihre Vorgesetzten nicht. Man erfand alle möglichen Tricks, um die Einheimischen ja nicht in diese ‚hochintelligente' Arbeit einzuweihen. In einem Buchser Betrieb wurde beispielsweise von einem solchen ‚Spezi' Werkzeug eingeschlossen, damit der gewöhnliche Arbeiter nicht selbst seine Maschine in Ordnung halte, daß er ja nichts lerne. Es ist erniedrigend und eines Schweizers unwürdig, sich von Nationalsozialisten im preußischen Kasernenton im Betrieb herumexerzieren zu lassen. Wie lange dulden wir diese Landvögte noch in unserer Mitte? Ist das Armbrustzeichen an den Produkten dieser Unternehmungen nicht ein beißender Spott gegen unser Schweizertum?

Seit dem Anbruch des Dritten Reiches haben sich diese Nazi-Fabrikanten mit ihren ‚Flügeladjutanten' fast samt und sonders aus den Schweizer Gesellschaftskreisen zurückgezogen. Wo dies nicht geschah, hatte man seine bestimmten Gründe, die wiederum dem Nationalsozialismus ‚Mittel zum Zweck' bedeuten. Vorerst genügte in Buchs eine Gaststätte als Sitzungs- und Versammlungsort des Stützpunktes der NSDAP Werdenberg, und zwar bei einem deutschen Wirte. Heute verkehren diese NSDAP-Leute in der gleichen Ortschaft bereits in zwei Gasthöfen, um ihre Traktanden zu erledigen.

Bis heute ist es den Nazi-Unternehmern fast hundertprozentig gelungen, sich und ihren Spezialarbeitern den schönen Schweizer Aufenthalt weiter zu sichern. Waren es Steuergründe und schöne Worte, womit sie immer wieder ihren Willen durchzusetzen vermochten? In der Bevölkerung kam ein leiser Defaitismus auf. Oft hörte man die Worte: «Ma cha ja doch nüt mache ... ma hilft dänna nuno dur alles dura.» Bei leichtbeeinflußbaren und haltlosen Gemütern zeigte sich sogar eine gewisse Nazi-Begeisterung, dies hauptsächlich in den von NSDAP-Leuten und deren Helfern geleiteten Betrieben.

Die Erfahrung lehrt uns, daß, wo immer man dem Nationalsozialismus Konzessionen macht und Schwächen zeigt, daß er dann forsch und aggressiv antwortet. Dies zeigte sich dann auch bald im Bezirke Werdenberg. In einem Betrieb wurden kurz nacheinander zwei Schweizer Angestellte entlassen! Ein ‚Spezialarbeiter' in einem Grabser Betrieb schlug einen jungen Schweizer!

Vom Defaitismus zum Nationalsozialismus ist es nur ein kurzer Schritt. Vergessen wir nicht, Werdenberg ist Grenzland und zugleich Festungsgebiet. Hier heißt es äußerst wachsam sein. Wir wollen ein sauberes Werdenberg!»

DER KRIEG IST DA

1. September 1939. — «The goddam war», sagte mein Berufskollege Cecil Paull bei unserem Abschied letztes Jahr in Berchtesgaden. Jawohl, «der verdammte Krieg» ist nun da. Der Chauffeur Paull hat London und die Downing Street 10 gesund und heil erreicht. Er hat mir geschrieben und seine Freude bekundet, daß er wieder einmal in seinem vertrauten Sussex im Kreise seiner Familie sein durfte. Er konnte sich aber nicht lange erholen, denn mit dem heutigen Tag war ja sein Land auch aktiv im Krieg!

Auch wir zogen unsere grauen Kleider an und eilten befehlsgemäß auf unsere Posten. Trotz Neutralität wußte jeder aufgeklärte, senkrecht demokratisch denkende Wehrmann, wo unser Feind stand. Wenn auch wir nicht aktiv am Kriege beteiligt waren, so hieß dieser neue Abschnitt unseres Lebens im Wehrkleid Einschränkung, Enthaltung und Duldung. Gemessen an jenen, die keinen Aktivdienst zu leisten hatten, war das Opfer unserer Soldaten groß. Viele, viele zogen wir an diesem Tage ins Feld mit dem Gedanken, wenn's einmal fertig ist, wollen wir unser schönes, liebes Schweizerhaus reinfegen.

Wir vertrauten aber auch unseren Nichtdienstpflichtigen, daß sie zu Hause zum Rechten sehen, die ausländischen Agenten überwachten und, wenn nötig, der Polizei überwiesen. Sie hatten es ja in der Mehrzahl besser als wir. Ihr Leben ging ja mehr oder weniger im gleichen Trab weiter. Sie saßen in ihren Geschäften und Ämtern und wohnten bei ihren Familien.

11. September 1939. — Herr Rösel ist trotz dem vielen Rühmen über Großdeutschland, trotz seinem fanatischen Glauben an den Genius Adolf Hitler immer noch bei uns in der Schweiz. Er und seine Konsularbehörden haben es noch nicht für ratsam gefunden,

ihn in den Krieg zu senden. Offenbar ist Herr Rösel dem deutschen Spionagedienst in der Schweiz weit wertvoller, als irgendwo an der Front.

In diesem Sinne schreibe ich dem Direktor heute folgenden Brief:

«Buchs, den 11. September 1939.

Herrn
E. Rösel, Fabrikbesitzer,
Buchs

Wie gut kann ich mich noch erinnern, als Sie beschwörend und im ‚heiligen Ernst' erklärten, Hitler wolle den Kamerad ‚Schnürschuh' (Neckname der Preußen für Österreich) niemals an Deutschland anschließen. Wie strahlten Sie aber in stolzem Wahn an jenem 13. März 1938, anläßlich der ‚Verbrüderungsfeier' mit den Verrätern des Vorarlberges in Feldkirch! Die Vergewaltigung Österreichs war nun für Sie eine ‚große Sache', und Sie priesen den Führer in erhabenen Tönen. (Tagebuch.) Das gleiche wiederholte sich in der Folge beim Sudetengebiet und der Tschechei. Hintennach hörte man immer wieder die bekannten, prahlerischen Aussprüche Ihrer Umgebung: ‚Haben wir schon lange vorher gewußt.'

Vor Jahren, als Sie noch einfacher Reichsdeutscher waren, nährten Sie Pläne, um das gute Schweizer Bürgerrecht zu erlangen. Ihr Eifer in dieser Richtung erlahmte aber sichtlich mit Ihrer wachsenden Intensität in der lokalen NSDAP-Gruppe. Sie waren ein eifriges, wacker spendierendes Glied dieser Wühlorganisation. Auf bezügliche Fragen betreffend Einbürgerung erhielt man kurz nach dem Untergang Österreichs den bestimmten Bescheid: ‚Kommt gar nicht mehr in Frage.'

Sie sind Nationalsozialist geworden, das heißt, Sie unterstützen finanziell und moralisch die Parteibewegung des ‚Dritten Reiches'.

Es war für Sie selbstverständlich, sich von den gutschweizerischen Gesellschaftskreisen zurückzuziehen. Immer mehr war dieser ‚saubere' Volksgenosse Nagl Ihr intimer Freund. Sie konnten es ruhig mit Ihrem Nazigewissen verantworten, in Ihrem Luxuswagen Hakenkreuzfahnen, SA-Leute in Uniform und nationalsozialistische Polizeidirektoren im Gastlande herumzuführen.

Ihre wahrheitsgetreue Gesinnung spiegelte sich in der Folge auch trefflich in den Manieren und Bemerkungen Ihrer Kinder. Ein Sprichwort heißt: ‚Wie die Alten brummen, so zwitschern die Jungen.' Ihre Kinder wurden rasch und gründlich in den neuen ‚Glauben' eingeweiht. Sie wurden in die Hitler-Jugend, in die BdM diesseits und jenseits des Rheins geschickt. Ihr Radio, fast ununterbrochen ein Lautsprecher des deutschen Rundfunks, tat ein übriges. Die größeren Mädchen verulkten unsere Fahne und spöttelten über unsere Bevölkerung und unsere Soldaten.

Weiter entnehme ich aus meinen Tagebuchaufzeichnungen, wie Sie mir einst strahlend erklärten, daß ein Arbeitgeber seinen Arbeitsfrieden im Betriebe trefflich erhalten könne, wenn er ständig die Arbeiterschaft unter sich in Hader und Zwist bringe.

Geld regiert die Welt. Das ist Ihr Lieblings-Motto. Schmunzelnd und erhaben setzten Sie mir einst auseinander, wie die kleine, harmlose ‚Bewegung' zwischen Daumen und Zeigefinger die Welt beherrsche. Zugegeben, mit Hilfe von Geld kann man diverse Transaktionen ausführen. Auf diese Weise können Sie beispielsweise Anwälte engagieren, die an Ihrer Statt Einschüchterungsbriefe gegen Ihnen unbeliebte Schweizer absenden. Eine sehr geschickte, indirekte Propaganda kann auch in Form von fortwährenden Vergünstigungen und Geschenken getätigt werden.

Sie und Ihre Leute sind über die gewaltigen Erfolge des Führers begeistert. Sie waren persönlich bei Hitler auf dem Obersalzberg. Was haben Sie damals bezweckt? Nur ein schüchterner Händedruck, nur ein deutscher Gruß? Der Führer braucht heute mehr denn je Freiwillige und wehrpflichtige Soldaten, um sein Weltreich aufzustellen.

Wenn Sie ein Mann sind, so können Sie in diesem Augenblick Ihrem so heißgeliebten ‚Dritten Reiche' keinen höheren Dienst erweisen, als sich freiwillig Ihrer zuständigen Truppe zur Verfügung zu stellen. Sind Sie ein Feigling (Anhaltspunkte haben wir dafür zur Genüge), so bleiben Sie, sofern dies Ihnen weitergestattet wird.

Merken Sie sich aber wohl, Sie begeben sich damit unter den militärischen Schutz der von Ihnen und Herrn Nagl so verpönten Demokratie. Sie begeben sich unter die Protektion des Schweizerkreuzes, über das Ihre Kinder mit hochnäsiger Verächtlichkeit sprachen.

Dies, Herr Rösel, nur weniges zur Auffrischung Ihrer Erinnerung. Da ich Sie nach allem, was ich bei Ihnen hörte und erlebte, als einen ausgesprochenen Feind meines Vaterlandes betrachten muß, werden Sie mich verstehen, daß ich nach Ihren zahlreichen Wortbrüchen, sowie den sonderlichen Entlassungsmethoden, vor der breiten Öffentlichkeit über Ihre Person, über Ihren Gesellschaftskreis, keine Diskretion mehr walten lasse.

Ihr ehemaliger Chauffeur.»

10. Mai 1940. — Ich möchte es nicht versäumen, an dieser Stelle eines meiner Gedichte, das ich als Schweizer Arbeiter, als Gewerkschafter und Soldat in den gefahrvollen Maitagen des Jahres 1940 schrieb, hier wiederzugeben:

Ein Manneswort

Wir zogen durch gute Zeiten
Mit tönenden Worten — — —
Versprachen, in Ewigkeiten
Dich zu schützen — o Vaterland.
So walt' jetzt Gott
Dies Manneswort!

Wir priesen in friedlichen Jahren
Dich in brausenden Liedern,
Gelobten Dir, Lieb' zu bewahren —
Dich zu schirmen — o Heimatland.
So walt' jetzt Gott
Dies Manneswort!

Wir feierten in fröhlichem Kreise
Unter Brüdern beim Becherklang,
Ein jeder auf seine Weise —
Dich ehrend, bejubelnd — o Alpenland.
So walt' jetzt Gott
Dies Manneswort!

Wir spielten Helden im Frieden,
Bei Sang und Klang bequem,
Gelobten, Gut und Blut hienieden
Dir zu opfern — o Schweizerland.
So walt' jetzt Gott
Dies Manneswort!

Nun stehst Du vor uns in Not,
Ein Manneswort zu fordern:
«Treu dir zu halten bis in den Tod.»
Wir halten männlich euch beid',
Dem Herrgott, dem Lande
Den Schweizer Eid!

8. Mai 1945. Es wäre an dieser Stelle überflüssig, zum Kriegsende noch besondere Kommentare anzubringen. Die Geschehnisse liegen ja heute noch in unserer unmittelbaren Zeitepoche. Doch eines müssen wir hier festhalten, daß unsere inneren Feinde, die undankbaren Nazigäste, noch immer breit im Orte sitzen. Es gefällt ihnen auf der Friedensinsel Schweiz sehr gut. Sie grüßen auch auffallend freundlich

und zuvorkommend nach allen Seiten, und versuchen, sich in Schweizerdeutsch zu verständigen. Sie wähnen wahrscheinlich, man habe alles vergessen und verziehen. Die Hakenkreuzfahnen-Transporte, die Fuhrwerkerei mit Gestapoleuten und SS-Generälen, die Verhöhnung unserer Armee und unserer Fahne, ihr Beitrag zu den Greueln in den Konzentrationslagern usw usw.

Herr Adolf Hitler hat Tausende seiner Getreuen in den neutralen Ländern an den Wagen seiner Fünften Kolonne gespannt. Sie bildeten bei einer eventuellen Aktion ein willkommenes politisches Kader. Darum wurden sie nicht zum Kriege eingezogen, denn jemand muß Nachrichten sammeln, sichten und weiterleiten; dies dürfen notabene nur durch und durch gesiebte Volksgenossen sein.

13. Juni 1945. — Kaum haben wir unsere Uniformen und Waffen abgelegt, so vernehmen wir voller Enttäuschung und Entrüstung, daß sich Herr Dr. Schwendener, der sogar vor kurzem durch einen Rücktritt als Ersatzkandidat in den Nationalrat aufrückte, ein zweites Mal für die Nationalsozialisten einsetze. Dr. Schwendener ist gerade einer jener Glücklichen, die bei dieser Grenzbesetzung vom Aktivdienst befreit waren. Er konnte also ungestört seinem Erwerb nachgehen, war bei seiner Familie und konnte sogar seine Gemütlichkeiten in ungestörter Folge weitergenießen.

Über diese neuesten Entwicklungen zum Schutze von unwürdigen Ausländern schreibt die St. Galler «Volksstimme» am 13. Juni 1945:

NATIONALRAT SCHWENDENER ZUM ZWEITEN MAL NAZIBESCHÜTZER

«Das fehlte noch!

Kaum ist die Namensliste der in unserer Gegend anszuweisenden Personen veröffentlicht, so probieren die Betroffenen bei ihren Vertrauten auf Verteidigungsaktionen zu drängen. In diesem Falle soll es sich um ‚alte Schweizer Vertraute' handeln. Unnötig ist es wohl, zu bemerken, daß eine solche Unternehmung zum voraus zum Scheitern verurteilt ist.

Ist es wahr, daß in der Gemeinde Grabs auf ‚hohe' Veranlassung hin eine Unterschriftensammlung zugunsten eines ausgewiesenen bekannten Nazi im Gange ist? Stimmt es, daß in Buchs bekannte Beschützer von reichen Nationalsozialisten mit Hilfe unorganisierter Arbeiter die Einberufung einer Gemeindeversammlung zum Protest gegen die Ausweisung eines Millionärs und Schänders unseres Vaterlandes verlangen?»

DIE ARBEITERPRESSE GREIFT EIN

Am 16. Juni 1945 warnt die St. Galler «Volksstimme» weiter:

«Hinaus mit den Nazi!

Skandal im Kanton St. Gallen

Wir brachten dieser Tage aus Buchs eine Korrespondenz, nach der Bemühungen im Gange seien, Nazi in Grabs und Buchs vor der Ausweisung zu bewahren. Wie wir erfahren, handelt es sich um den ehemaligen Funktionär der NSDAP, Martin, Fabrikant in Grabs. Selbst die Arbeiterschaft der Schuhfabrik, die wahrscheinlich um die Erhaltung ihres Arbeitsplatzes bangt, habe sich zur Hergabe von Unterschriften bewegen lassen.

Eine ähnliche Sache spielt sich in Buchs ab, wo sich Nationalrat Schwendener für den von der Ausweisung bedrohten Herrn Rösel einsetzt. Das ‚St. Galler Tagblatt' beteuert die Ehrlichkeit des Freisinns in der Frage der Ausweisungen. Möge er nunmehr wahr machen, was das ‚St. Galler Tagblatt' sich vor kurzem aus Bern schreiben ließ: *‚Und eines muß aufhören: das massenhafte Eingreifen von Anwälten mit großem Namen, besonders mit Parlamentssitzen im Rücken, zugunsten himmeltrauriger ausgewiesener Subjekte. Das ist unerträglicher Mandatsmißbrauch.'*»

EIN VERNICHTENDER LEITARTIKEL

In einem weiteren Artikel fährt das gleiche Blatt am 20. Juni 1945 fort:

«Der Schild des Herrn Ständerates

Ein Mitglied der st. gallischen Großratsfraktion schreibt uns:
Mit Recht hat die ‚Volksstimme' am letzten Samstag auf die Fälle des Herrn Martin und Rösel in Grabs und Buchs aufmerksam gemacht, welche als deutsche Nazi ausgewiesen werden sollen, und für die nun von schweizerischer Seite schwer geweibelt wird, damit die Behörden auf ihren Beschluß zurückkommen. Für Herrn Rösel verwendet sich der Buchser Gemeindeammann und Nationalrat Schwendener, seines Zeichens Rechtsanwalt. Die ‚Volksstimme' zitiert zu diesem Fall das ‚St. Galler Tagblatt', das sich vor einigen Tagen in einem pompösen Artikel zur Ausweisungsfrage aus Bern hatte schreiben lassen:
‚Und eines muß aufhören: das massenhafte Eingreifen von Anwälten mit großem Namen, besonders mit Parlamentssitzen im Rücken, zugunsten himmeltrauriger ausgewiesener Subjekte. Das ist unerträglicher Mandatsmißbrauch.'
Ständerat Ernst Flükiger hält nun wie ein ritterlicher Kämpfer seinen Schild über Dr. Schwendener in Buchs. Er tut dies sicherlich nicht allein seinem Parteifreunde, sondern auch der Partei zuliebe, denn im Kanton St. Gallen weht heute der Wind scharf gegen alle, die in der Angelegenheit der Säuberung unseres Landes von Nazi und Faschisten nur mit Worten reinemachen wollen. Und weil Herr Flükiger die Blöße des Buchser Gemeindeammanns nicht wohl decken kann, nimmt er gleich auch die Betroffenen

selber in Schutz. Wie er dies tut, ist nicht uninteressant zu vernehmen:
‚Man wird doch nicht so weit gehen wollen, daß die bloße formelle Zugehörigkeit zu einer deutschen Organisation als Ausweisungsgrund genügt, denn es ist wohl hinlänglich bekannt, daß viele Deutsche in der Schweiz, die keineswegs nationalsozialistisch gesinnt waren, aus geschäftlichen oder persönlichen Gründen (zum Beispiel Rücksichtnahme auf Familienangehörige in Deutschland) direkt gezwungen waren, in Vereinen mitzumachen und Beiträge zu zahlen. Deswegen darf man unseres Erachtens solche Leute nicht ausweisen, sofern sie sich nichts gegen die Schweiz zuschulden kommen ließen. Und es geht wohl auch nicht an, gegen Schweizer, die sich für das Verbleiben von korrekten Ausländern aus Ueberzeugung einsetzen, seien es nun Arbeiter einer Fabrik oder Magistratspersonen, Vorwürfe zu erheben oder Verdächtigungen auszustreuen.
Im besonderen sei festgestellt, daß Herr Nationalrat Dr. Schwendener in der ‚Volksstimme' ungerechtfertigt attackiert wird. Er wehrt sich als Gemeindeammann, nicht als Anwalt! (womit das gegen ihn ausgespielte Zitat aus unserem Blatt ohne weiteres dahinfällt, für einen Bewohner seiner Gemeinde, den er als einen tüchtigen Menschen und außerordentlich loyalen Steuerzahler kennt. Wie falsch es ist, Herrn R. als einen militanten Nazi einzuschätzen, geht aus der einzigen Feststellung hervor, daß er Freimaurer ist und als solcher seinerzeit das Dritte Reich verlassen hat. Ähnlich liegen die Dinge in Grabs, wo die Ausweisung einen Mann treffen würde, der schon wegen seiner religiösen Einstellung mit den Ideen des Nationalsozialismus nichts gemein hat. Es scheint, daß persönliches Rachebedürfnis und übles Denunziantentum in diesen Fällen eine verhängnisvolle Rolle spielen.'
Sehr nett gesagt, nicht wahr! Eine Frage müssen wir uns immerhin erlauben. Findet Herr Flükiger, die Nazipartei (NSDAP) sei ebenfalls unter die Liste jener harmlosen Vereine zu rechnen, deren einstige Mitgliedschaft für einen Deutschen in der Schweiz

nicht so sehr angekreidet werden sollte? Herr Flükiger weiß selber, wie es um diese Dinge gestanden hat! Die bisherigen Untersuchungen in Bund und in den Kantonen dürften wohl eindrücklich genug zeigen, daß die Mitglieder der Nazipartei von ihren Oberbonzen kritisch und planvoll ausgewählt worden sind. Und wer dann endlich dabei war, wußte genau, was er bei einem Überfall auf unser Land hätte tun und leisten müssen. Spricht nicht auch das Verhältnis zwischen den Mitgliederzahlen der deutschen Hilfsvereine und den Naziparteien in unseren Städten dafür, wie streng die Auswahl in die NSDAP getroffen worden ist?

Die Fälle R. und M. werden nicht die einzigen sein, die der Regierungsrat heute zu studieren und abzuwägen hat. Genosse Regierungsrat A. Keßler steht denn auch momentan in der wenig beneidenswerten Rolle, einem Rattenschwanz von Rekurrenten beweisen zu müssen, was sie als ‚Gäste' der Schweiz Böses getan oder zu tun imstande gewesen wären. Mutet das nicht jeden senkrechten Demokraten als unerträgliche Komödie an? Der Regierungsrat wird das Vorgehen in der Angelegenheit der Ausweisungen zweifellos noch ändern müssen, wenn er mit den Nazi fertig werden will. Er wird unseres Erachtens dann vernünftig und gerecht handeln, wenn er den Beschluß faßt, daß im Kanton Sankt Gallen alle Mitglieder der NSDAP und sonstigen militanten Nazi grundsätzlich auszuweisen sind. Betroffene, die sich gegen die Ausweisung zur Wehr setzen wollen, sollen den Beweis selber dafür zu erbringen haben, daß die gegen sie erhobenen Anwürfe nicht den Tatsachen entsprächen. Nur so werden wir ganze Arbeit leisten können.

Damit deuten wir die Schwierigkeiten an, auf welche Regierungsrat Keßler in der großen ‚Schützengarten'-Versammlung hingewiesen hat und wofür man ihn angreifen wollte. Zu Unrecht! Denn das Polizeidepartement gibt sich alle nur erdenkliche Mühe, Licht in die einzelnen Fälle zu bringen. Indessen wird die Praxis im oben angedeuteten Sinn geändert werden müssen, wollen wir

Schweizer nicht die Düpierten sein; hoffentlich ist der Gesamtregierungsrat auch dieser Meinung; müßte die Frage sonst nicht in einer außerordentlichen Großratssession behandelt werden?

Nationalrat Schwendener ins Stammbuch

Von gewerkschaftlicher Seite wird uns geschrieben:

Die Bevölkerung des Werdenbergs hält sich mit Recht darüber auf, daß Direktor Rösel neuerdings bei Herrn Nationalrat Schwendener Schutz findet.

Im November 1938 hatte sich das VHTL-Sekretariat St. Gallen wegen Entlassung eines Chauffeurs, mit beiden obgenannten Herren auseinanderzusetzen. Chauffeur F. mußte damals die Stelle als Privatchauffeur aufgeben, weil er nach Ansicht des Herrn Direktors nicht seiner politischen Einstellung huldigen wollte. Chauffeur F. mußte im Laufe des Jahres 1938 sehr viele Fahrten nach dem deutschen Reich ausführen. Die Politische Polizei ist darüber orientiert, daß bei diversen Fahrten im Wagen des Herrn Direktors selbst uniformierte Pg. mitgefahren sind.

Dem Herrn Nationalrat haben wir damals von dieser Tatsache ebenfalls Kenntnis gegeben. Also ist Herr Dr. Schwendener genau informiert, was sich schon in den Jahren vor Kriegsausbruch in der Umgebung dieses Nazis ereignete. In einer Eingabe vom 9. November 1938 mußten wir wegen der Entlassung des Chauffeurs uns mit der Forderung der Entlassung des Direktors befassen. Es kam damals wieder nicht so weit. Der Herr Direktor blieb auf seinem fetten Posten und Chauffeur F. mußte die Stelle wechseln. Wir betrachten die damals ausgerichtete Abfindungssumme von Fr. 400.— nicht als Schweigegeld und halten es für nötig, die Öffentlichkeit auf diesen ganz krassen Fall aufmerksam zu machen.

R. G.»

DIE «RECHTFERTIGUNG» DES DR. SCHWENDENER

Herr Dr. Schwendener ist natürlich ob diesen für ihn nicht sehr rühmlichen Veröffentlichungen sehr aufgebracht. Er, als Jurist, sollte doch einen Ausweg finden. Einklagen? Prozessieren? Aber das Beweismaterial seiner Gegner, der Sicherheitsinstanzen usw. Ihm fehlte das Beweismaterial; so wußte er nichts anderes zu tun, als in einem persönlichen Schreiben, *das einige Zeitungen abgedruckt hatten,* dem Publikum seine Zuversicht in Herrn Rösel zu unterbreiten. Um den Effekt seiner Zeilen noch zu steigern, wurde die Schrift in Bern datiert. Das Schreiben lautet:

«Zu den Ausweisungen von Ausländern

Meine Stellungnahme und mein Vorgehen im Fall Rösel haben in einem Teil der Bevölkerung und der Presse ohne Kenntnis der Sach- und Rechtslage eine Beurteilung gefunden, die mich vorläufig zu folgenden Erklärungen zwingt:

1. Ich habe mich der Sache Rösel angenommen, ohne von ihm irgendwelchen Auftrag erhalten zu haben. Meine Intervention bei den zuständigen Bundesbehörden erfolgte in einem Zeitpunkt, als Herr Rösel noch keine Ahnung hatte, daß gegen ihn das Ausweisungsverfahren im Gange war. Ich habe für meine Tätigkeit weder ein Belohnungsversprechen (Schmiergelder, wie sogar behauptet wurde) entgegengenommen, noch werde ich dafür irgend etwas verlangen oder annehmen. Meine Handlungsweise war getragen und wird weiterhin getragen sein vom Grundsatz, der Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu dienen und dadurch einem nach meinem Dafürhalten zu Unrecht Beschuldigten zum Rechte zu verhelfen, woran die von mir vertretene Gemeinde Buchs wirtschaftlich und finanziell in allerhöchstem Maß interessiert ist.

2. Ich habe Herrn Rösel in den zwölf Jahren seiner Anwesenheit in Buchs im amtlichen Verkehr als einen hochanständigen, edlen und überaus hilfsbereiten Menschen kennengelernt, der meines Erachtens keiner Handlung fähig ist, die gegen die Interessen unseres Landes verstoßen könnte. Weil für das Gegenteil nach den von mir zuständigenortes eingezogenen Informationen bis jetzt nicht der geringste Beweis erbracht worden ist, habe ich bei der Bundesanwaltschaft die Einleitung einer gründlichen, objektiven Untersuchung verlangt und erwirkt. Es kann doch kein anständiger Schweizer dulden, daß lediglich auf Grund gemeiner, haßerfüllter Denunziationen über einen Menschen ein Verdikt von so gewaltiger Auswirkung, wie sie die Landesverweisung für Herrn Rösel und die Gemeinde Buchs mit sich bringen müßte, gefällt wird.
3. Ich habe meine Schritte im vollen Bewußtsein meiner Pflicht der Öffentlichkeit und meinem Gewissen gegenüber unternommen und werde mich von meiner Haltung weder durch hetzerische Kritiken in der Presse, noch Drohungen in anonymen Briefen abbringen lassen. Sollte jedoch der gegen Herrn Rösel eingeleitete Untersuch, was ich allerdings nicht glauben kann, Beweise dafür erbringen, daß er sich irgendwelche Handlungen zum Nachteil unseres Landes hat zuschulden kommen lassen oder daß er sich sonstwie unseres Gastrechtes unwürdig erwiesen hätte, dann werde ich der erste sein, der die sofortige Entfernung des Fehlbaren verlangen wird.

Bern, den 21. Juni 1945.

Schwendener, Gemeindeammann.»

Die Stellungnahme des Dr. Schwendener ist unklar und für den Eingeweihten sogar naiv. Abzuklären wäre auch noch, *wo der Advokat sein frühzeitiges Wissen von der bevorstehenden Ausweisung*

des Rösel bezogen hat. Könnte nicht das Politische Departement hier einigen Aufschluß erteilen? Hatte dieser Mann überhaupt das Recht, eine solche Auskunft vor der amtlichen Ausweisung einzuholen?

Die St. Galler «Volksstimme» schreibt dazu unter dem Datum vom 30. Juni 1945:

NOCH EINE WOHLVERDIENTE ANTWORT EINES SOLDATEN

«Die Antwort

Mit großer Spannung hat man die Antwort von Gemeindeammann Dr. Schwendener auf die Artikel in der ‚Volksstimme' erwartet. Nun liegt eine Erklärung vor, aber die befriedigt nicht. Sind wir Schweizer Soldaten all die Zeit an den Grenzen gestanden, haben finanzielle und moralische Opfer ohne Murren auf uns genommen, damit man nun heute, nach der Waffenruhe, unsere größten Feinde in der Heimat, nur wegen des großen Geldsackes beschützen und beschirmen will? Mit dieser Einstellung sind wir Soldaten nicht einverstanden, denn wer mit Geld die Deutschen in der Schweiz unterstützt hat, der hat auch mitgeholfen, die NSDAP, die Fünfte Kolonne mit ihren Sportvereinen und so weiter zu organisieren und auszubauen. Darum sind für uns diese Geldgeber schlimmer als ein ‚laues' und unter Druck zur Partei gezwungenes Parteimitglied.

Nachdem ja die Firma Wiederkehr ein schweizerisches Unternehmen ist, dürfte es doch möglich sein, daß man einen Schweizer findet, der der Firma als Leiter vorstehen kann. Sollte Buchs wegen der Ausweisung Rösel nicht mehr existieren können, dann wollen wir uns hinlegen und verhungern, denn dann sind wir nicht mehr wert, uns Schweizer zu nennen.»

Unterdessen erreicht mich ein Brief aus London. Mein Berufskollege Paull aus meinem Berchtesgadener Aufenthalt schreibt, daß er bei den Landungsoperationen in Frankreich sein linkes Auge eingebüßt habe. Mit dem Fahren für Downing Street sei es vorbei. Aus den USA schreiben mir Angehörige der erschossenen Jüdin aus Lettland, ich sollte ihnen bei der Auffindung der Grabstätte behilflich sein.

SCHLUSSWORT

Dieweil wir wachten und wehrten, gab's feige Memmen —,
Sie schützten der Henker Gesehmeiß, verrieten die Wächter,
Und wollen sich heute noch ehrbare Schweizer nennen?!

Was Herr Dr. Schwendener erreichte, war also nicht die Ungültigmachung der Ausweisung, die er erstrebte, sondern eine bloße Aufschiebung. *Es geht in unserem Rechtsstaat einfach nicht mehr an, daß man einzig auf den hört, der reich ist und viel versteuert, während man den Durchschnittsbürger völlig ignoriert. Auch ist unsere Freiheit kein bloßer Handelsartikel, der beliebig gekauft und verkauft werden kann.*

Der Kampf gegen diese Wühler begann indirekt bereits im Jahre 1936. Die Sicherheitsinstanzen arbeiteten mit Erfolg, wurden aber oft gehemmt. Seit dem Bekanntwerden der Angelegenheit im November 1938 stand der VHTL-Funktionär Robert Gsell aus St. Gallen, mein Dienstkamerad 1914/18, wachsam und unermüdlich zu meiner Seite. Es wurden Herrn Rösel in keiner Unterhandlung irgendwelche Konzessionen gemacht. Auch andere namhafte Politiker der Arbeiterbewegung setzten sich für den Fall ein. Die allseitige moralische Unterstützung während des Aktivdienstes durch Kameraden aller Grade, die mir in dieser Affäre zuteil wurde, hat mich in diesem Kampfe aufgemuntert und gekräftigt.

Wir dürfen aber nicht ruhen und rasten, bis unser Schweizerhaus von den letzten Überresten der NSDAP, den kleinen Lockspitzeln, Angebern und Mitläufern, gereinigt ist; sie sind es, die in einigen Jahren wiederum Brutstätten zu neuem Unheil schaffen!